WOMEN WITHOUT BORDERS

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

VÄTER UND SÖHNE: DER TRANSITPROZESS VON DER MIGRATION IN DIE INTEGRATION

Ulrich Kropiunigg, Elisabeth Kasbauer und Edit Schlaffer

Unter Mitarbeit von

Johanna Maringer und Laura Kropiunigg

Projektbericht

Juni 2016

Ein Frauen ohne Grenzen Projekt

gefördert vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz

sozial MINISTERIUM

EXECUTIVE SUMMARY

Der Studienhintergrund

Migration stellt uns alle vor völlig neue und sich stets verändernde Aufgaben. Auf politischer Ebene betrifft das vor allem die Staatsbürgerschaft, den Arbeitsmarkt und den Schulbesuch der Kinder. Der Alltag und das Zusammenleben von MigrantInnengruppen und der Mehrheitsgesellschaft sind eine Herausforderung, deren Konfliktpotential zu lange weggeschoben wurde. Dadurch ist eine Polarisierung entstanden, die relativ beliebig freie Kräfte der Kommunikation freisetzt – und das innerhalb der migrantischen Gesellschaft, innerhalb der Mehrheitsgesellschaft, da es nach wie vor wenig Austausch im Alltag gibt und auftretende Defizite und Konflikte nicht verhandelt, sondern medial zugespitzt werden.

Unterschiedliche Auffassungen vom Miteinander treten dabei immer erst als Konflikte in Erscheinung.

Integration ist ein Prozess, der nicht auf der Ebene von Forderungen und Bringschuld verläuft, sondern in dessen Verlauf sich zwei zum Teil oft unterschiedliche Welten begegnen und im Idealfall auf den Weg einer Konsensbildung kommen sollen. Individuell verlangt dies sowohl ein Einfühlen als auch ein Umdenken im Verhältnis zur neuen Umgebung. Das geschieht in der Regel auf Basis der im Herkunftsland erlernten und gewissermaßen "importierten" Kulturtechniken und Überzeugungen. Manchen gelingt das gut, anderen weniger gut. Im letzteren Fall wird das Entstehen von Parallelgesellschaften befürchtet.

Migration stellt eine gesellschaftliche, aber auch große individuelle Herausforderung dar, die nicht nur die migrantische "Community", sondern die gesamte Gesellschaft beschäftigt.

Das Studienziel

Die vorliegende qualitative Studie stellt Väter und Söhne mit und ohne Migrationshintergrund in den Mittelpunkt. Es gibt wenig Wissen darüber, wie die jungen heranwachsenden Männer auf der Suche nach Bedeutung, Zugehörigkeit und Identität in

ihrem unmittelbaren Umfeld – der Familie – Unterstützung erfahren. Vätern kommt in den patriarchalen Kulturen ihrer Herkunftsländer eine sehr dominante Rolle zu. Das ist in ihrer "neuen" Welt anders; hier sind Väter stärker der Forderung der Partnerschaftlichkeit sowohl in der Partnerbeziehung als auch in den Interaktionen mit ihren Kindern verpflichtet. Junge Männer sind gefangen zwischen Meldungen und Anforderungen der "alten" Welt, der Welt ihrer Eltern, manchmal zusätzlich verstärkt durch die Stimmen, die archaische Männlichkeitsvorstellungen propagieren, und den Erwartungen und Herausforderungen ihres unmittelbaren Umfelds, in dem sie sich in ihrem Alltag bewegen.

Die heranwachsenden Jugendlichen in Migrantenfamilien befinden sich in einer sehr spezifischen Situation: ihre Identität entwickeln sie im Spannungsfeld zweier Kulturen. In der vorliegenden Studie haben wir uns mit dem Zusammenwirken gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und innerfamiliärer Reaktionsformen beschäftigt.

Die Studienmethoden

Es wurden insgesamt 60 Burschen zwischen 12 und 23 Jahren in Einzelgesprächen in Wien und dem Burgenland interviewt, davon hatten 37 Migrationshintergrund. Von den insgesamt 40 Vätern hatte die Hälfte Migrationshintergrund. Die Interviewpartner kamen vorwiegend aus Tschetschenien, der Türkei, Ägypten, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien und Afghanistan, aber auch aus Ungarn und Polen. Die überwiegende Mehrheit der befragten Migranten hat ein muslimisches Glaubensbekenntnis.

Die Söhne wurden über Ausbildungseinrichtungen und Schulen erreicht, die Väter kamen aus Kultur- und Elternvereinen oder wurden per Schneeballsystem unter Vätern mit adoleszenten Söhnen gefunden. Die Interviews wurden anonymisiert aufgezeichnet, transkribiert und analysiert.

Ergebnisse der Studie im Überblick

Migration lässt Familienrollen rollen. Die Schwierigkeit für die Väter besteht darin, dass sie in der "Ankunftsgesellschaft" meist einen niedrigeren (beruflichen) Status haben. Familien gehen durch einen Prozess von Spaltungserfahrungen. Während ihre Kinder über Schule und

Ausbildung in einer "fremden" Kultur zumindest teilsozialisiert werden, beziehen ihre Eltern Werte und Normen aus ihrer Herkunftskultur und leben sie auch weiter. Die Gespräche sowohl mit den Vätern als auch mit den Söhnen mit Migrationshintergrund zeigen in Bezug auf **Integrationsbereitschaft** und die Einstellung zum Spracherwerb eine durchgängig positive Einstellung. Bei näherer Betrachtung stellt sich allerdings heraus, dass Spracherwerb und Integration nicht nur administrative, sondern hoch emotionale Prozesse sind.

Sprache ist der Dreh- und Angelpunkt für gelungene Integration, das sehen die Väter, denn ihre eigene Verankerung ist durch sprachliche Barrieren häufig erschwert worden. Daraus resultiert ihr Gefühl der Zerrissenheit hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit: die Ambivalenz zwischen Herkunfts- und Ankunftskultur ist ihr lebenslanger Begleiter und somit eine Folie, die sich über das Leben der Söhne legt. Väter leben mit zwei diametralen Orientierungen; sie haben ein volles Bekenntnis zu den Erfordernissen der Integration, aber gleichzeitig haben Fantasien von Rückkehr in die Welt der Heimat mit den alten Werten eine starke Zugkraft. Sprache ist für diese unbewusste Zerrissenheit wieder ein typischer Beleg. Natürlich sind sie überzeugt, dass sie und ihre Söhne sprachliche Kompetenz erwerben müssen, gleichzeitig befürchten sie aber, dass die Perfektion der Sprache insofern zu einer subjektiven Bedrohung werden könnte, als dass die Söhne sich innerlich von ihrer Herkunft abkoppeln und auch von den Sehnsüchten der Väter und unter die Idee der Rückkehr in die "Heimat" einen Schlussstrich ziehen.

Ein Subtext der Gespräche ist, dass sich Väter und Söhne mit Migrationshintergrund durch die aktuellen politischen Ereignisse laufend zu Stellungnahmen "gezwungen" fühlen. Vor allem wenn es um die dominanten Themen Religion und Radikalisierung geht, spüren sie einen hohen **Druck, der sie in die Defensive drängt**, zu Rechtfertigungen vor allem in Hinblick darauf, aus den "richtigen" Gründen gekommen zu sein, zwingt und oft das subjektive Gefühl der Sippenhaftung erzeugt.

Migrantische Väter berufen sich stark auf Religion und auf Erziehungspraktiken aus dem Herkunftsland. Interessant ist, dass die Idealisierung der Herkunft auch bei nicht-migrantischen Vätern eine gewisse Rolle spielt.

Den Grundsätzen von **Demokratie und Rechtsstaatlichkeit** wird Respekt erwiesen, doch vor allem bei den Migranten mit muslimischem Glaubensbekenntnis ist die Verpflichtung gegenüber der **Religion** sehr stark ausgeprägt. Es kann von einem klaren Bekenntnis zu

Demokratie und Österreich ausgegangen werden. Bei den befragten Vätern der Mehrheitsgesellschaft spielt Religion keine Rolle.

Bei Vätern mit Migrationshintergrund ist die Abwesenheit eines modernen **Genderbewusstseins** auffällig, wobei Mädchen noch stärker als Burschen im Fokus traditioneller Vorstellungen stehen. Burschen sollen "richtige Männer" werden, allerdings ist den Vätern schmerzlich bewusst, dass das nicht mehr so selbstverständlich ist. Mädchenbildung wird zwar nicht hinterfragt, aber die Verknüpfung mit der Hausfrauenrolle ist unbestritten.

Gehorsam und Nichthinterfragen der **väterlichen Autorität** sind nach wie vor unausgesprochene Regeln in Familien mit Migrationshintergrund, eine Erwartungshaltung, die in autochthonen Familien nicht mehr vorherrscht. Hier liegt der Fokus eher auf Erziehung zur konstruktiven Kritikfähigkeit und einem selbstbestimmten Leben.

Unter migrantischen Vätern gibt es relativ **deutliche Rollenfixierungen**, wonach Väter in der Erziehung für ältere Söhne und der Regelung der Außenbeziehung zuständig sind - die Mütter hingegen für die Mädchen und die familiären Innenverhältnisse. Zweifellos wirkt die väterliche Autorität auch stark nach innen. Aus der Perspektive der Söhne mit Migrationshintergrund wird in ihren Familien Kommunikation seitens des Vaters eher auf der Basis von Befehls- als von Verhandlungsstrukturen charakterisiert. Es gibt höheren Stress in Hinblick auf die notwendigen Erziehungsleistungen in migrantischen Familien im Gegensatz zu den Familien ohne Migrationshintergrund. Erziehung steht ganz stark auch unter dem Einfluss der zu erbringenden Integrationsleistungen. Väter fühlen sich dadurch zusätzlich belastet und auch überfordert. Das führt innerfamiliär zu einem kontinuierlichen "natürlichen" Konfliktpotential, das quasi als selbstverständlich vorausgesetzt werden muss.

In den außerfamiliären "österreichischen" Kontakten wird ein gewisses Gefahrenpotential gesehen. Söhne mit Migrationshintergrund müssen im Verhältnis zu ihren gleichaltrigen Counterparts einen relativ hohen **Copingaufwand** leisten, da sie ein größeres Ausmaß von interkulturellen Konflikten erzeugen und erleben. Österreichische Söhne führen ein "ereignisloseres" Leben in Hinblick auf soziale und kulturelle Spannungen.

Junge Männer mit Migrationshintergrund leben zwischen einem **Kompensationsauftrag** und einem **Aufstiegsmandat**. Die sich beruflich und gesellschaftlich zurückgesetzt fühlenden Väter signalisieren ihren Söhnen häufig ein überambitioniertes Bildungs- und Berufsszenario.

Sie zeigen darüber hinaus ein typisches **Aufstiegssyndrom**, das allerdings nicht immer synchron mit ihrer tatsächlichen Ausbildungsrealität ist. Die zu Aufsteigern stilisierten Söhne sehen sich somit in der Situation, den relativen väterlichen "Abstieg" zu kompensieren. Die Einschätzungen und Erwartungen der Söhne sind meist realistischer: sie wollen akzeptiert sein, ihre Ausbildung abschließen und einen "guten und sicheren Job" haben, um ein "gutes und stressfreies" Leben zu führen.

Rückmeldungen über Außenwahrnehmung und **Vorurteile** erhalten migrantische junge Männer auf der negativen Bewertungsskala hauptsächlich über Medien, in erster Linie über Gratiszeitungen und direkte Konflikte im öffentlichen Raum. Sie sind oft mit einer schwierigen Differenzierung beschäftigt: geht es um eine offene oder latente rassistische Zuschreibung oder um eine persönliche Kritik? Sie fühlen sich als Gruppe, als Muslime, in den Medien falsch repräsentiert und prangern die Schubladisierung und das Profiling, das von den Medien betrieben wird, an.

Das innerfamiliäre Regelwerk ist in den migrantischen Familien sehr viel stärker ausgebaut, eine Barriere für die Thematisierung festgelegter Geschlechtsrollen-Erwartungen. Hier ein Bewusstsein zu schaffen für eine Neudefinition von Väterlichkeit ohne konsequent daraus resultierendem Autoritätsverlust wäre ein wichtiger Schritt für alle Beteiligten, um die Geschlechter-Inbalance auszugleichen. Der Transitprozess ist ein schwieriger Übergang, der sich über mehr als eine Generation spannt. Die Väter brauchen den Raum, die Ermutigung und Ansprechpartner, um ihre Rollen zu reflektieren, um die Verankerung der jungen Generation im "hier" (Österreich) kompetent zu unterstützen.

Die befragten Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund sprechen bei der Frage nach Gleichstellung von Mann und Frau mit einer Stimme: es geht ihnen nicht um Gleichberechtigung von Frau und Mann, sondern um **Gerechtigkeit und Fairness**. Quotenregelung wird abgelehnt und geschlechtsspezifische Einkommensunterschiede werden heftig kritisiert.

Jugendliche mit Migrationshintergrund beurteilen die Situation in Österreich verglichen mit jener ihrer Herkunftsländer positiv und sehen das Recht auf freie Meinungsäußerungen sowie das Wahlrecht für Frauen als wichtige Errungenschaften.

Nuancierter wird die Einschätzung im Themenbereich **Gewalt in der Familie**. Auf den ersten Blick kommt eine klare Rückmeldung: Gewalt ist ein No-Go. Doch bei den Jugendlichen mit

Migrationshintergrund wird "ein bisschen Schlagen" oder die "g´sunde Watschn" fallweise als adäquates Mittel in der Erziehung dargestellt; auch noch als Disziplinierung von Jugendlichen, die zum Beispiel bestraft werden müssten, wenn sie Alkohol trinken oder rauchen. Männer, die ihre Frauen schlagen, werden von den Jugendlichen durchgängig nicht als Männer gesehen. Körperliche Misshandlung sollte nicht mit Religion in Verbindung gebracht werden, sondern wird als unmännlich und unmenschlich abgelehnt.

Die **Vorbilder** der jungen Männer sind übereinstimmend männlich und kommen aus dem unmittelbaren Familienkreis. Besonders bei den Österreichern ohne Migrationshintergrund haben Väter eine Spitzenvorbildfunktion. Junge Männer mit Migrationshintergrund sind besonders von männlichen Familienmitgliedern, die "etwas geschafft haben", beeindruckt. Bei ihnen spielt allerdings auch Prophet Mohammed eine große Rolle, sie bewundern ihn und orientieren sich zum Teil an ihm.

Es ist interessant, dass sowohl die Väter als auch die Mütter von den Söhnen mit Migrationshintergrund danach beurteilt werden, wie sie sich in der Mehrheitsgesellschaft bewegen. Je höher der Grad ihrer Kommunikationsfähigkeit ist, umso positiver der Blick der Kinder auf ihre Eltern. Im Bereich Kommunikation, Reflexion und Präsentation nach innen sowie nach außen läuft seitens der Väter noch vieles intuitiv und reflexartig. Hier müssen dringend Anknüpfungspunkte und Partner/Institutionen gefunden werden, die diese neuen Mechanismen in Gang setzen. Gelungene binnen-fbamiliendynamische Strukturen befördern nicht nur den Prozess der Integration, sondern sind die Voraussetzung für eine offene Debatte rund um heikle Themen wie Dschihad, Verführung und Rekrutierung durch radikale Ideologien und deren Repräsentanten.

Zum sogenannten Islamischen Staat, dem Komplex der **Radikalisierung**, werden durchgängig ablehnende Stimmen laut. Allerdings dominieren auf der politischen Ebene, vor allem bei den migrantischen Jugendlichen auch Verschwörungstheorien rund um die Rolle der USA beginnend bei den Anschlägen von 9/11 bis zu den Kriegen in Irak, Libyen und Syrien. Migrantische Jugendliche fühlen sich stärker unter Druck, sich und "ihre" Gruppe zu rechtfertigen. Sie fühlen sich unter Generalverdacht.

Für die Jugendlichen ohne Migrationshintergrund hingegen sind der IS und die Terroranschläge nicht Teil ihres realen, sondern medialen Alltags. Somit lässt sich der

Unterschied zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen am besten mit dem Begriff der "Betroffenheit" erklären.

Den Jugendlichen, die sich dem IS anschließen, wird Unverständnis entgegengebracht. Die Verbindung zwischen Islam und gewalttätigem Extremismus stößt auf Widerspruch.
Von den Vätern mit Migrationshintergrund zeigt sich zwar mehrheitlich eine Ablehnung des IS, sie weisen aber auf die Schieflage der internationalen Politik hin. Die Kinder, die in den Dschihad aufbrechen, sind in ihren Augen ohne Perspektive, ohne adäquate Erziehung und ohne Rückhalt in ihren Familien und in ihrer Gesellschaft.

Nicht zu unterschätzen ist allerdings die **Zugkraft der Scharia**. Die Idee unter islamischer Gesetzgebung zu leben, finden muslimische Jugendliche in Ansätzen doch attraktiv. Hier herrscht sicher Interventions- und Aufklärungsbedarf.

Bei den Erklärungsversuchen der Jugendlichen, was den **Pull-Faktor für den Jihad** ausmacht, rangieren soziale Ausgrenzung und Benachteiligung ganz oben. Der Jihad wird als kompensatorischer Akt gesehen, der die "verletzte Würde" wiederherstellt. Die befragten Jugendlichen begegnen jenen, die salafistischen Verführungen folgen, dennoch mit einer gewissen Verachtung: sie ziehen deren Familien zur Verantwortung und finden für die Betroffenen nur wenig schmeichelnde Worte.

Väter mit und ohne Migrationshintergrund nehmen ihre Erziehungsaufgaben ernst. Die migrantischen Väter sind allerdings jenseits der zu erwartenden Erziehungsfragen mit sehr komplexen Themen konfrontiert, die ihr eigenes Selbstbild und das ihrer Söhne prägen. Schwierige Auseinandersetzungen um Anerkennung, Religion und Extremismus sind latente Begleiter ihres Alltags, ob sie es wollen oder nicht. Hier brauchen beide Gruppen, die Jugendlichen und ihre Väter, Unterstützung. Es wird auf allen Ebenen mit Vorurteilen operiert, die in der Substanz aber selten überprüft sind.

Es müssen Dialogflächen geschaffen werden, die die Isolation im familiären Bereich durchbricht und die Väter unterstützt, heikle Themen kompetent anzusprechen, die heranwachsenden jungen Männer in ihrem Sozialisationsprozess zu begleiten, die eigenen Schwierigkeiten und Fragen zu thematisieren und so ein Klima von Transparenz und gegenseitigem Respekt in der Familie zu etablieren. Damit wäre eine Basis geschaffen, um mit mehr Selbstsicherheit und Kompetenz nach außen zu gehen.

Der Film "**Zwischen Zwei Welten**", der im Rahmen des Projektes erarbeitet wurde, ist ein Angebot an alle Jugendlichen, sich mit den Fragen von individuellem Zugehörigkeits- und Ausschlussgefühlen aus der Perspektive der jungen migrantischen Burschen und deren Vätern mit vorwiegend muslimischer Religionszugehörigkeit aktiv auseinanderzusetzen.

Inhaltsverzeichnis

EXECUTIVE SUMMARY ... 1

ZWISCHEN ZWEI WELTEN ... 11

1 Die Studie ... 11

1.1 Hintergrund ... 11

1.2 Identität als Regulator des Wohlbefindens ... 12

1.3 Ferne Attacken, nahe Reaktionen ... 14

1.4 Jugend: angepasst oder alleingelassen? ... 15

1.5 Statistische Daten ... 17

1.6 Religion in Wien ... 18

1.7 Gewalttätiger Extremismus und Salafismus in Österreich ... 18

1.8 Religionsvermittlung ... 21

1.9 Ziel der Studie ... 22

1.10 Methoden und Zielgruppe ... 23

1.11 Soziodemographische Daten ... 24

1.11.1 Söhne ... 24

1.11.2 Väter ... 24

ERGEBNISSE I ... 26

2 Die Söhne ... 26

2.1 Einleitung: Plädoyer für eine offene Diskussion ... 26

2.2 Wie wird Erziehung erlebt? – Drei Erlebnismuster ... 27

2.3 Erziehungsstile der Eltern – „Methoden“ und Qualitäten ... 29

2.4 Erziehung im Spannungsfeld von Herkunfts- und Ankunftsland ... 32

2.5 Tradition und Religion in der Erziehung ... 33

2.6 Integration als familiäre Herausforderung ... 35

2.7 „Regellose“ versus „regelgeleitete“ Erziehung ... 37

2.8 Vorbilder, vorzugsweise männlich ... 39

2.9 Grenzerfahrungen: Ethnische und religiöse Konfliktzonen ... 43

2.10 Gleichberechtigung und Fairness ... 44

2.11 Gewalt in der Familie – Gewalt gegen Frauen ... 46

2.12 Zwischen Internet und Gratiszeitung – der junge Blick in die Medien ... 50

2.13 Social Media ... 54

2.14 Die Zukunftspläne der Söhne ... 57

2.15 Extremismus und Gewalt: Nähe und Distanz ... 61

2.16 Pull Faktor Jihad ... 66
2.17 Wenn der Prophet Mohammed beleidigt wird … ... 70
2.18 Religion ohne Terror ... 75
ERGEBNISSE II ... 81
3 Die Väter ... 81
3.1 Die Rolle des Vaters heute ... 81
3.2 Erziehung: „Leerstelle „oder „Schablone“? Proaktiv versus reaktiv ... 83
3.3 Erziehung vor dem Hintergrund der Migration ... 84
3.4 Schwierige Ausgangslage: Der Rechtfertigungsdruck „Warum sind wir hier?“ ... 86
3.5 Zusatzbelastungen: Angriffe auf die väterliche Autorität ... 88
3.6 Väter und Erziehung: zwischen Tradition und Moderne ... 90
3.7 Väter im Doublebind: Erziehung zwischen vertrauter Herkunft und neuer Umgebung ... 95
3.8 Das Sprachenparadox: Deutsch als „Gefahr“ ... 97
3.9 Die Korangeleiteten: Glaube und Erziehung ... 101
3.10 Väterliche Erziehung und Säkularisierung als Problem ... 104
3.11 Der IS als Magnet, Karikaturen als Beleidigung ... 108
3.12 Die Zukunft der Kinder aus der Sicht der Väter ... 115
4 Conclusio ... 120
Literatur ... 123

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

1 Die Studie

1.1 Hintergrund

> Wir sollten uns darauf konzentrieren, Kinder erfolgreich zu erziehen – nicht unbedingt erfolgreiche Kinder (vgl. Scheffer 2016)

Das Thema der Erziehung wurde in den letzten Jahren immer wieder unter dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Wandels aufgegriffen, der durch Migration, Fluchtbewegungen, Jugendarbeitslosigkeit, gewalttätigen Extremismus und Bildungsmisere angestoßen wurde. Die Probleme sind unübersehbar geworden. Es geht mittlerweile darum, „die Zahl der Familien zu vergrößern, die in der Lage sind, erfolgreich Kinder zu erziehen“ (Scheffer 2016, 458). In der vorliegenden Studie untersuchen wir, welche zielführenden Strategien dazu beitragen, dass die heranwachsenden Jugendlichen sich vorbehaltlos in die Gesellschaft verankern und welche Blockierungen dem entgegenstehen.

Erziehung spielt dabei eine ganz entscheidende Rolle und genau dieser private Bereich ist in der Betrachtung des Heranwachsens vor allem migrantischer Jugendlicher aus der aktuellen Diskussion bislang ausgeblendet. Wie gestaltet unsere Gesellschaft die Beziehung zu migrantischen Jugendlichen? Welche Haltungen, die Jugendliche in der Regel von ihren Eltern vermittelt bekommen oder auch nur passiv „ablesen“, übernehmen sie? Wie wird ihre Identität, ihre Einstellung zu den Eltern und zur Gesellschaft geformt? Hat das Pendel von typischen Befehlshaushaltszenarien“ bereits zu Verhandlungshaushalten“ gewechselt (de Swaan, zit. in Scheffer 2016, 457)? Gehören Migrantenfamilien vorwiegend zur ersten Kategorie?

Erziehung muss als „Instrument“ ernst genommen werden, gerade in der Migrationsdebatte. Wir müssen uns den Ängsten aller Beteiligten stellen. Erziehung ist das unmittelbarste Instrument zur Vermittlung personaler und sozialer Identitäten. Soziale Kompetenz, Vertrauen in Zukunftsperspektiven und Eigeninitiative gehören zur notwendigen Resilienz, um Gefahren von Hoffnungslosigkeit bis zur Radikalisierung erfolgreich abzuwehren. Gerade heranwachsende männliche Jugendliche stehen im Brennpunkt sozialer Veränderungen. Sie

sind nicht mehr die klassischen Leistungsträger, sehen sich aber auch nicht als Leistungsverweigerer, sondern häufig als Verlierer einer globalisierten Welt. Ihre Väter, oft im klassischen patriarchalen Denkkonstrukt der Herkunftsfamilie gefangen, kämpfen auch damit, Orientierungslinien zu geben. Somit leben beide, Väter und Söhne, in zwei Welten:

in der alten Welt, wo mit den tradierten Mechanismen Befehl und Gehorsam, Vorbestimmung - Gesetz gleichgesetzt mit Religion - operiert wird und in der neuen Welt, wo kritisches Denken, Hinterfragen und kontinuierliche Aufbruchbereitschaft eingefordert werden. Der Generationenkonflikt wandelt sich in seinen Erscheinungsformen, bleibt aber in der Dynamik gleich. Neu ist die Konstellation einer autochthonen und einer zugewanderten Bevölkerung, mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen in der Erziehung: sich einerseits auf Bestehendes zu beziehen (Enkulturation) oder sich andererseits auf Neues einstellen zu müssen (Adaption/Integration/Inklusion). Daraus ergeben sich unterschiedliche Sichtweisen und aktuelle Konfliktpotentiale.

In den letzten Jahren sind mehrere „verschärfende Faktoren“ in die Debatte eingetreten, allen voran Migration und Islam. Beide Faktoren transportieren aus Sicht des Zuwanderungslandes mehr oder weniger kompatible kulturelle Normen, die anerkannt oder abgelehnt werden. Beide Positionen durchdringen alle gesellschaftlichen Ebenen und stellen einen der zentralen gesellschaftlichen Konflikte der Gegenwart. Ausgetragen wird er auf den folgenden Ebenen: Politik, Schule, Elternhaus.

Wir befassen uns in der vorliegenden Studie mit einem Teilbereich des Elternhauses: den Vätern und Söhnen und unterteilen ihre Sphäre in sowohl migrantische als auch nicht-migrantische – also gemeinhin als autochthon bezeichneter Familienhintergrund hinsichtlich der aktuellen und der Herkunftsfamilie.

1.2 Identität als Regulator des Wohlbefindens

Etwas plakativ gesagt: Es gibt kein Leben ohne Identität. Identität bildet sich auch nicht aus dem Nichts heraus, sondern ist an das vorgefundene Leben – die Familie und die weitere soziale Umgebung – gebunden. Und da jede soziale Gemeinschaft eine historisch gewachsene Kultur mit eigenen Umgangsformen und Ausdrucksformen hat, gilt es diese auch zu erlernen. Keineswegs natürlich in blinder Übernahme.

Ein Leben mit Migrationshintergrund ist allerdings in jeder Hinsicht eine zusätzliche Herausforderung, für die es in der Regel kaum kollektive Erfahrungen gibt. Die Wurzeln der Kultur von MigrantInnen liegen außerhalb der unmittelbaren Erfahrungswelt und sind deshalb auch für Mythen und Spekulationen anfälliger. Zudem sind MigrantInnen an allen Orten „neu“ und sind nicht nur selber zur Integration aufgefordert, sondern fordern auch dem „Mainstream“ eine adaptive und integrationsfördernde Leistung ab. Leider wird dies oft übersehen, weshalb MigrantInnen zu einer einseitigen Vorleistung gedrängt werden, sich die Kultur ihres Ankunftslandes passgenau anzueignen. Das „Fremde“ soll im „Gewohnten“ aufgehen. Wenn in diesem Spannungsfeld Konflikte entstehen, dann muss man von einer beiderseitigen Ignoranz ausgehen.

Identität ist immer ein unverzichtbarer Teil der Selbstachtung und folglich – wie Studien zeigen – die Basis für psychisches Wohlbefinden (Dimitrova et al. 2014). Identitätsfragen treten in der Adoleszenz in ihre entscheidende Phase, in der die früheren Beiträge aus der Entwicklung (Autonomie, Handlungskompetenz, kulturelle Fertigkeiten) zu positiven oder negativen Selbst- und Fremdbildern geformt werden. Der Druck ist hoch, denn Identität ist das, was sie in der Erwachsenenwelt in Erscheinung bringen wird. Im Prozess des Erwachsenwerdens treten Jugendliche aus dem Familienverband heraus und werden zunehmend „persönlich“ angesprochen. Wie gut sie sich hier bewähren, wird davon abhängen, wie gut sie vor allem im familiären Kontext vorbereitet wurden.

Ein Teil der Identität leitet sich aus der Zugehörigkeit, aber auch Ferne zu einer bestimmten Gruppe ab. Diese Tatsache mag angenommen werden (ich bin ein stolzer Österreicher) oder differenziert werden (ich bin Österreicher, mehr aber bin ich Türke/Bosnier/Afghane). Vergleichbare Positionierungen spielen sich über ethnische und religiöse Zugehörigkeiten und Zuschreibungen ab. Es ist erstaunlich, zu welchen Verformungen der Wahrnehmung es dabei kommen kann. Müsste es nicht jenseits individueller Ambivalenzen sein, dass sich ein Muslim stolz darauf beruft, gleichzeitig ein Österreicher zu sein? Tatsächlich aber bilden sich Identitäten auch über Abgrenzungen von anderen.

Die Beschäftigung mit Identitätsfragen hat eine hohe Dringlichkeit, auf der persönlichen Ebene, aber auch für eine konstruktive öffentliche Debatte. Ein „Clash of Cultures“ tritt nur ein, wenn die biographischen Differenzen so lange tabuisiert werden, bis sie sich in Konflikten bemerkbar machen.

1.3 Ferne Attacken, nahe Reaktionen

Auf die regelmäßig stattfindenden globalen Terroranschläge wird auch in Österreich wie quer durch Europa sehr emotional reagiert. Hilflosigkeit, Angst, Empathie mit den Opfern, Hass auf die Täter auf der einen Seite, wachsendes Misstrauen vor allem in Hinblick auf die muslimischen Gemeinschaften, eine Vertrauenskluft zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Sprachlosigkeit bis zu manifesten und latenten Diffamierungen andererseits. Dazu kommen laufend Meldungen über Aktivitäten der „Jihadisten“ und lokale Vorfälle mit „Hasspredigern“ und „Religionswächtern“. All diese Phänomene nehmen den üblichen Weg vom Einzelfall zur Generalisierung. Besonders schlecht kommen dabei Ethnien mit gleichzeitig muslimischer Identität weg. Das Unbehagen mit dem derzeitigen Zustand der Integration findet seine „Erklärung“ aus der internationalen Szene, in der unbestritten TäterInnen mit muslimischem Hintergrund eine führende Rolle spielen - wobei auch dies wiederum auf die kontextualen Bedingungen zurück geht, die sich in der jahrelangen Destabilisierung im Nahen Osten zeigt.

Ein Gegenbild zeigt uns eine Studie, die im Norden Londons, in Luton, gemacht wurde. „Nationality“ und „citizenship“ sind für muslimische Jugendliche neben Familie, „community“ und Religion wichtige Konstanten in ihrem Leben (Hoque 2015).

It is my strong belief that anthropological investigations of this nature must concentrate less on what others have said about the Muslim community and more on what Muslims say about themselves. In this way, we can attempt to understand this fascinating, yet troubled, community on their own terms, rather than rely on pathological prejudices, historical fantasies and ideological conjectures. (Hoque 2015, 100)

Durch Migration wandern nicht nur Menschen, sondern auch kulturelle Werte und Normen von einem Kontext in den anderen. Probleme entstehen, wenn sich MigrantInnen dessen erst bewusst werden, wenn sie im Einwanderungsland mit schmerzlicher Ablehnung von einer diesbezüglich überforderten Gesellschaft konfrontiert werden. Man sieht, in ihren Grundfunktionen gleichen sich beide. Und so wird es notwendig sein, Migration als ein gegenseitiges Erwachen aus dem Schlaf der verschiedenen Selbstverständlichkeiten zu verstehen.

Migration ohne Integration (oder auch Inklusion) von Seiten der MigrantInnen geht ebenso wenig wie Migration ohne konstruktive Integrationsbereitschaft durch den Mainstream.

Studien, die sich mit kritischen gesellschaftlichen Umgangsformen auseinandersetzen, liefern uns zwar Befunde, nicht aber die Mittel, wie wir damit umgehen sollen.

Radikalmuslimische Propaganda und Terroranschläge lassen in regelmäßigen Abständen Zweifel aufkommen, ob Demokratie und eine unhinterfragte Zugehörigkeit zu Österreich mit dem Islam (andere Religionen spielen hier kaum eine Rolle) vereinbar ist. Die Debatte läuft in vielen westlichen Ländern unter dem Schlagwort „Muslim first, nation second". Die theologische Doktrin setzt hier eindeutige Prioritäten, sodass immer wieder die Aussage im Raum stehen wird: „The primary importance of faith identity for young Muslims raises the question of whether their religious identity trumps national identity" (Thomas and Sanderson 2011, 1036).

Hier handelt es sich nicht um eine akademische Debatte, sondern es breiten sich im sozialen Raum bestimmte Polarisierungen aus: Man spricht von Islamophobie einerseits und von „Jihadismus" andererseits. Beide Extrempositionen werden medial (vornehmlich im Boulevard) und im öffentlichen Raum (in Verkehrsmitteln, auf der Straße, in Ämtern und Geschäften) ausgetragen. Das ist auch Jugendlichen bewusst. Der Ausgangspunkt für unsere Befragten ist daher höchst unterschiedlich: hier ein Selbstverständnis (was für eine Frage?) und dort ein stiller Vorwurf (was, wenn ich das bloß bezweifle, wie ein anderer die Existenz Gottes?).

1.4 Jugend: angepasst oder alleingelassen?

Die Zukunft einer Gesellschaft wird in der Auseinandersetzung der Generationen verhandelt. Ein Teil dieser Auseinandersetzung spielt sich in der Erziehung ab. Je instabiler und unberechenbarer die gesellschaftlichen Entwicklungschancen für Jugendliche sind, desto schwieriger gestaltet sich auch die Erziehung. Gegenwärtig leben wir in einer Phase erhöhter Unsicherheiten was die ganz normale Integration in gesellschaftliche Gesamtprozesse betrifft. Traditionelle Berufskarrieren, wie sie ihre Eltern noch kannten, gibt es kaum mehr für Jugendliche. Mehr und mehr sind sie in den Brennpunkt eines hoch-ideologisierten Konflikts geraten und erfahren dabei wenig Unterstützung von ihren oft ratlosen Eltern. Dieser Zustand lässt Einflüsse von „falscher Seite" zu, die die Hoffnungen der jungen Generation mit falschen Versprechungen bedienen. Auf der Suche nach Sinn, Identität, Bedeutung und Zugehörigkeit fühlen sich die jungen Männer auf der einen Seite allein gelassen, auf der anderen Seite macht es sie anfällig für Angebote radikaler Gruppierungen.

Die Vorstellung, einen Staat aufzubauen, der sie voll akzeptiert, in dem sie als Akteure wertgeschätzt werden, der ihnen Arbeit, Ruhm, Ehre, insgesamt einen Rahmen gibt, den sie in ihrem eigentlichen Umfeld nicht gefunden haben, scheint für zumindest einige verlockend. Es sind zahlenmäßig nicht viele, sie bestimmen aber die Diskussion weit mehr als uns lieb ist. Es stellt sich die dringende Frage, wie wir dafür sorgen können, ihnen jene Angebote zu machen, die sie gegenüber Gewaltausübung und –verherrlichung immun macht. Norbert Elias hat das auf den Punkt gebracht: Eine Gesellschaft, die ihre Interdependenzen im Hinblick auf ihre auseinanderdriftende Schichtung nicht mehr sieht, führt zu der Frage „Wohin gehen wir eigentlich?“ (Elias 1992, 519). Diese Frage stellt sich schon heute jede Familie generell und vor allem im Innenverhältnis zwischen den Generationen. Welche Antworten auch immer dabei herauskommen, in erster Linie wirken sie über das „Instrument“ Erziehung auf die Jugendlichen. Unsere Untersuchung befasst sich daher mit den Konzepten, die in Familien mit Migrationshintergrund vertreten werden und wie sie von den Söhnen dieser Familien wahrgenommen und erlebt werden. Den Hintergrund bilden die Erziehungsvorstellungen der autochthonen Väter, die Wahrnehmung derselben durch die Söhne und die aktuellen gesellschaftlichen Ereignisse, denen sich migrantische wie autochthone Familien stellen müssen.

Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppierung (kurz: Mehrheit versus Minderheit) bestimmt den Blickwinkel. Die laufende politische Diskussion und ihre Reflexion in den Medien zeigen einen gleichzeitigen Mangel an verlässlicher Information und zielführenden Strategien, um Jugendlichen ausreichend Halt und Orientierung zu vermitteln. Sie rechtzeitig aufzufangen und intellektuell und emotional auf das Leben vorzubereiten, muss in der Familie beginnen. Das sollte nicht immer erst durch „Sozialmaßnahmen“ geschehen. Familien sollten in die Lage versetzt werden, „erfolgreich zu erziehen“ meint Paul Scheffer (2016). Doch die Gesellschaft muss ihrerseits dafür sorgen, dass die Heranwachsenden auch ihren Platz in ihr finden. Wo aber sind die schon von Norbert Elias geforderten „Aufstiegs- und Laufbahnkanäle“ (1992, 319 f.), und wo sind andererseits die „Einstiegskanäle“, die es Menschen mit Migrationshintergrund ermöglichen, dem mit mehr oder weniger Druck eingeforderten Gebot der Integration nachzukommen? Wenn wir hier nicht weiter denken, droht tatsächlich eine gesellschaftliche Distanzierung mit der schon oft beschworenen Gefahr von Parallelgesellschaften. Ein Auseinanderleben muss ebenso verhindert werden,

wie ein leeres Willkommen, dem keine integrierenden Handlungen folgen. Über den bloßen Spracherwerb und die Staatsbürgerschaftsverleihung allein wird das nicht möglich sein.

1.5 Statistische Daten

Wir erleben derzeit eine der größten Flüchtlingswellen der Nachkriegszeit. Systematische Erhebungen zu Einwanderungszahlen seit Sommer 2015 fehlen allerdings (zum Zeitpunkt der Projektdurchführung). Die jugendlichen Interviewpartner mit Migrationshintergrund unserer Studie sind zum Großteil in Österreich geboren, österreichische Staatsbürger, die mehrheitlich in zweiter oder dritter Generation hier leben.

In der Regel wird Migration der letzten Jahre mit Zuwanderung vor allem aus der Türkei und Ägypten gleichgesetzt, reicht aber auch von Bosnien-Herzegowina (dem gesamten Westbalkan) bis Afghanistan. Zuwanderungen aus Deutschland, Ungarn, Polen und Italien fallen in der öffentlichen Wahrnehmung eher nicht in die Kategorie Migration, sind aber auch hier mit Merkmalen des Spracherwerbs und des Einlebens in Mentalitätsunterschiede aufgeladen.

Laut Statistik Austria (2015) leben in Österreich 8,5 Millionen Menschen, davon besitzen 87 Prozent die österreichische Staatsbürgerschaft. 22,2 Prozent der Gesamtbevölkerung mit österreichischer Staatsbürgerschaft sind unter 24 Jahre alt, wovon etwas mehr als ein halbes Prozent aus einem EU Land (vor der „Osterweiterung“ 2004) und knapp über ein Prozent aus einem EU Erweiterungsland stammen. Aus Ländern Afrikas kommende Jugendliche bis 24 Jahre entsprechen 0,11 Prozent der österreichischen Gesamtbevölkerung, aus Ländern Asiens sind es 0,4 Prozent. Knapp 1,5 Prozent der Bevölkerung sind bis 24-Jährige, die in Europa außerhalb der EU geboren wurden.

Die Statistik für Wien – dem Fokus der Studie – weist 1,8 Millionen Personen aus, ein Drittel von ihnen ist nicht in Österreich geboren.

Laut einer Publikation des Österreichischen Integrationsfonds (2015) lebten zu Jahresbeginn 2014 fast 222.700 im Ausland geborene Kinder und Jugendliche in Österreich, das ist ein Anteil von rund 10% der jugendlichen Gesamtbevölkerung. Die größte Gruppe der im Ausland geborenen bis 24-Jährigen kam 2014 aus Deutschland, gefolgt von der Türkei und Bosnien und Herzegowina. Zwischen 2008 und 2013 migrierten 117.000 Jugendliche nach

Österreich, wobei auch hier der Großteil aus Deutschland stammt, die nächste große Gruppe kam aus Rumänien.

1.6 Religion in Wien

Das Projekt WIREL der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (2015), das die Entwicklung der Religionen in Wien über die letzten Jahrzehnte untersuchte, zeigt, dass es bis Anfang der 1970er Jahre eine große katholische Mehrheit gab, nämlich knapp 80%. Da es seit der Volkszählung im Jahr 2001 keine offiziellen Daten mehr zur Religionszugehörigkeit der in Österreich lebenden Menschen gibt, wurde im Rahmen des Projektes eine Schätzung der Entwicklung vorgestellt. So würden diesen Berechnungen zufolge im Jahr 2011 etwa 43% Katholiken und Katholikinnen, 4% ProtestantInnen, 9% Orthodoxe und 11 % MuslimInnen in Wien leben. Etwa 30% der WienerInnen sind laut den WIREL Prognosen ohne Bekenntnis, eine drastische Steigerung seit Anfang der 70er Jahre (10%).

Die WIREL Prognosen reichen bis ins Jahr 2046, wo in Wien etwa 2,1 Millionen Menschen leben werden, die hauptsächlich katholischen Glaubens sind, allerdings wird die Zahl der Austritte weiter steigen. Die zweitgrößte Glaubensgemeinschaft wird die der Muslime und Musliminnen sein, mit einer Prognose von rund 20%.

1.7 Gewalttätiger Extremismus und Salafismus in Österreich

Gewalttätiger Extremismus ist eine der großen aktuellen globalen Herausforderungen. Weltweite Terroranschläge bestimmen nicht nur die Nachrichten, sondern vor allem das Leben der Menschen in den betroffenen Regionen mit weitreichenden Implikationen für deren Politik, Ökonomie und Sicherheitsstrukturen.

Die Situation hat sich in den letzten Jahrzehnten stetig verschärft und hat mit den radikalen Feldzügen der Terrormiliz „Islamischer Staat“ (IS) einen aktuellen Höhepunkt erreicht. Während die Bedrohung in früheren Jahren aus österreichischer Sicht als „international“ zu betrachten war, haben sich unter dem Stichwort „Jihadismus“ Bedrohungspotentiale auch bei uns herausgebildet. Laut Angaben des österreichischen Innenministeriums sind bereits über 250 Personen aus Österreich als so genannte *Foreign Fighters* nach Syrien oder in den Irak gezogen. Wien gilt dabei als Drehschreibe für selbsternannte Gotteskrieger. Europaweit sind etwa 4.000 *Foreign Fighters* nach Syrien oder in den Irak gegangen, die meisten kommen aus Belgien, Frankreich, Deutschland, England und eben aus Österreich.

Die relativ große Anzahl von österreichischen Jugendlichen, die in den sogenannten Jihad nach Syrien gezogen sind, verdeutlicht, dass Österreich Teil eines globalen Konfliktes ist und damit zur potentiellen Angriffsfläche radikaler Extremisten wurde. Gleichzeitig stellt Österreich einen bedeutenden Rekrutierungspool für die Beteiligung an terroristischen Aktionen dar.

Was diesen Pool ausmacht, wird derzeit ausführlich diskutiert. Ein Hauptargument geht in die Richtung von Marginalisierung. Die junge Generation kämpft mit Arbeitslosigkeit, mangelnden Perspektiven und – vor allem migrantische Jugendliche – mit Vorurteilen und fehlenden Integrationskanälen im Sinne einer - ungewollten Exklusion - vom gesellschaftlichen Mainstream. Viele Jugendliche mit Migrationsprägung fühlen sich, obwohl sie bereits in zweiter, dritter oder sogar vierter Generation in Österreich leben, nicht zugehörig. Auf diese Jugendlichen zuzugehen, ihnen zuzuhören und ihnen Raum für ihre Entfaltung zu geben, ist bislang nicht ausreichend geschehen. Wenn damit nicht möglichst früh begonnen wird, besteht die Gefahr, dass extremistische beziehungsweise islamistische Gruppierungen ihre prekäre Lage für ihre eigenen Interessen instrumentalisieren.

Die Terrorbedrohung der letzten Jahre lässt sich als Aufwärtsspirale beschreiben. Bis zum Auftauchen des IS bestand für Österreich lediglich ein abstraktes Terrorrisiko. Die Probleme lagen eher außerhalb der territorialen Grenzen. Mit dem Auftreten des IS wurden junge Männer (Muslime und Konvertiten) angesprochen und es schien zunächst ein „rein männliches“ Problem zu sein. Doch im Sommer 2014, als zwei 14 und 15-jährige Mädchen aus Wien nach Syrien aufgebrochen waren, ergab sich eine neue Dimension, auch im internationalen Kontext.

Es wurden zunehmend auch junge Frauen und Mädchen angeworben. Es sind deren individuelle Biographien, die durch mediale Multiplikation und Spekulation Ängste und Zweifel schüren. Angst anstelle von Aufklärung ist dominant, vor allem im von Medien gesteuerten öffentlichen Bereich und die Konsequenzen reichen bis in die Familien hinein. Dieses Klima der Unsicherheit und Angst bereitet den Subtext für die Annahmen der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen übereinander. Das läuft quer durch alle Bevölkerungsschichten, mit und ohne Migrationshintergrund.

Solange wir uns aber nur für die dramatischen und tragischen Fälle in oberflächlicher Form interessieren, übersehen wir die Regeln und Gesetze „ganz normaler“

Jugendlichenschicksale. Hier brauchen wir weit mehr Einsicht als wir sie derzeit besitzen. Nur diese Einblicke werden es uns zu verstehen erlauben, was Jugendliche bewegt, in den Jihad zu ziehen. Ebenso wird es uns erleichtern, die weniger dramatischen Erziehungsprobleme, wie sie in normalen Familien vorkommen, besser zu verstehen und gegen zu wirken. Solange wir einem „binären“ Wahrnehmungsmuster in der Erziehung folgen – „brave“ versus „schlimme“ Kinder – werden uns die tragischen Ausreißer weiterhin ein Rätsel aufgeben. Aber mit diesen speziellen Fragen, die insbesondere die Adoleszenz betreffen, beschäftigt sich die Wissenschaft weltweit viel zu wenig, wie der Adoleszenzforscher Seth Schwarz bereits mit besonderem Hinweis auf die Anfälligkeit Jugendlicher für den Terror konstatierte (Schwartz 2005; Schwartz, Dunkel, and Waterman 2009). Die Suche nach Identität, gerade in den Jahren der Adoleszenz, kann ein Beweggrund sein, sich aus dem Mainstream heraus zu bewegen. Das ist oft ein impulsiver Schritt aus Unverstanden Sein, Orientierungssuche und Gelegenheit, und weniger eine rational durchdachte Handlung. Wenn subjektive und objektive Belastungen die Balance in Frage stellen, bedarf es manchmal nur noch eines Zufalls, wenn extreme Pfade der Identitätssuche gewählt werden. Aus Gesprächen mit Betroffenen und ExpertInnen, die im Bereich der Prävention bzw. mit betroffenen Jugendlichen arbeiten, wissen wir, dass es in Wien einschlägige Orte gibt, an denen Jugendliche gezielt angesprochen und rekrutiert werden.

Die Gefahrenquellen für die Radikalisierung Jugendlicher liegen nicht allein außerhalb, sondern auch innerhalb der Familie. Wovor Eltern Angst haben, ist sicher ein ernst zu nehmender Faktor. Dass dabei das Internet eine Rolle spielt, lässt sich auch aus den Gesprächen mit unseren Interviewpartnern ableiten. Ebenso gehören hierher die eigenwillig interpretierten koranischen Inhalte, wie sie in manchen Moscheen und Bildungseinrichtungen vermittelt werden. Wir dürfen aber nicht außer Acht lassen, dies sind wirkungslose Angebote, wenn der Jugendliche eine stabile Identität und einen sicheren Halt in seinem familiären Umfeld vorfindet. Wenn ExpertInnen vor einer Spaltung in ein modernes und in ein konservativ-religiöses Internet warnen, dass die Sozialisation der (muslimischen) Kinder außerhalb der Familie zu wenig beachtet wird, dann sollte man das als Appell auffassen, die Erziehung wieder als das eigentliche Instrument zu entdecken, die eigenen Kinder vor Schaden zu bewahren.

1.8 Religionsvermittlung

Die Fronten sind bei Fragen der Religion und Religionsvermittlung besonders stark. Mouhanad Khorchide sorgte bereits 2008 für Aufsehen, als er islamischen Religionslehrern ein fehlendes Demokratieverständnis attestierte. Konkret: jeder fünfte islamische Religionslehrer habe ein Problem mit der Demokratie als Staatsform; nahezu 15 Prozent lehnten die österreichische Verfassung ab; für knapp 15 Prozent seien Wahlen nicht mit dem Islam vereinbar; über 28 Prozent sehen in Moslem-und-Europäer-Sein einen Widerspruch (zitiert von Kocina 2009).

Ähnlich alarmierende Daten veröffentlichte Ednan Aslan, Professor für islamische Religionspädagogik an der Uni Wien, in seiner Studie über muslimische Kindergärten und Kindergruppen in Wien. Aslan fordert ein Konzept und eine Qualitätskontrolle für Religion in diesen frühen Bildungseinrichtungen, denn „Religion kann, wenn man es gut macht, einen wichtigen Beitrag für die Integration der Kinder leisten, wenn ein Kind die anderen auch aus religiöser Perspektive verinnerlichen kann – Thomas ist gleich viel wert wie ich, Ali Mohammed“ (Nimmervoll 2016, , Interview mit E. Aslan).

ExpertInnen zeichnen ein eher düsteres Bild der Zukunft. Claudia Dantschke, deutsche Islamismusexpertin, spricht vom Phänomen des Pop Dschihad, eine Art jugendliche Subkultur, die sich in den letzten Jahren in Westeuropa etabliert hat. Bei dieser „Bewegung“ steht die Religion im Hintergrund, die Jugendlichen finden in der Gruppe Anerkennung, Zuspruch und Lösungen für ihre Probleme. Der lange Bart und die knöchellange Kleidung gelten hier als „Fehlanzeige“. Diese Jugendlichen wollen „cool“ erscheinen und tragen daher Kapuzenpullis. In ihrer Freizeit produzieren sie „hippe“ Videoclips. Mit diesen „Figuren“ identifizieren sich verunsicherte Jugendliche besonders gerne, denn sie kennen die gleichen Geschichten, Probleme und Herausforderungen. Dantschke beschreibt Jugendliche, die „hier geboren wurden oder aufgewachsen sind, aber entweder aufgrund schwieriger Familienverhältnisse oder aufgrund eines nichtdeutschen Familienhintergrundes eine Ausgangssituation haben, die ihnen in dieser Gesellschaft nicht automatisch einen klaren, guten, starken Platz sichert. Es sind Kinder aus Migrantenfamilien, die konvertieren, aber auch junge Menschen ohne Migrationshintergrund und Kinder muslimischer Eltern“.(Braun 2014).

1.9 Ziel der Studie

Aus unserer langjährigen Arbeit mit Familien wissen wir, dass junge Männer und Väter aus den Communities mit Migrationshintergrund direkt adressiert werden wollen. Ohne ausreichenden Anschluss an die Mainstreamgesellschaft werden besonders für junge Männer die Vorgaben und Anforderungen der „alten“ Welt ihrer Eltern attraktiv und nicht selten suchen sie Orientierung bei radikalen Predigern, die sie im Namen ihrer Religion vor Verwestlichung warnen. So oder so suchen sie nach attraktiven Modellen und einer alternativen Weltanschauung, wenn sie in der Adoleszenz mit dem Aufbau ihrer eigenen Existenz befasst sind. Obwohl viele dieser radikalen Botschaften mit Rechtsstaatlichkeit und Demokratie unvereinbar sind, obwohl radikaler Fundamentalismus und archaische Männlichkeitsbilder mit westlichen Werten kollidieren, geben sie dennoch psychologischen Halt und Orientierung. Wenn rechtsstaatliche Prinzipien zwar von gleichberechtigter Anerkennung und gelebter Diversität sprechen, sie aber nicht einlösen, dann sind fundamentale Regeln mit absolutem Wahrheitsanspruch den verunsicherten und marginalisierten Jugendlichen sehr willkommen. Konflikte, die sich daraus ergeben, werden aber nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene ausgetragen, sie bestimmen weit mehr die elterlichen Erziehungsbemühungen in allen Familien. Welche Denkrichtungen dabei bewältigt werden müssen, sind der „missing link“ für ein gelungenes Zusammenleben im öffentlichen und privaten Raum. Exakt dieser Bereich wurde mit Söhnen und Vätern – mit und ohne Migrationshintergrund – im Rahmen dieser Studie exploriert.

Zahlreiche Konflikte, wie sie an Schulen gegenüber der LehrerInnenschaft auftraten, haben „die Öffentlichkeit“ irritiert. Typische Beispiele sind die Teilnahmeverweigerung am Turnunterricht und das Verweigern des Handschlags gegenüber weiblichen Lehrkräften. Sind das einfach Auswüchse jugendlicher Unreife oder handelt es sich dabei um kulturelle Normen, die in deutlichem Gegensatz zum Mainstream stehen? Mit anderen Worten: steht eine missglückte oder unabgeschlossene Erziehung dahinter oder sind es intendierte und verinnerlichte Haltungen, die auf die Erziehung durch migrantische Eltern zurückgehen?

Um diese Fragen zu beantworten, ist es unbedingt notwendig, den gesamten Komplex der Erziehung zu durchleuchten. Wie erziehen einerseits Väter und wie erleben andererseits Söhne diese Erziehung. Es geht dabei weniger um die Einstellungen zur Erziehung als um die Praxis und Grundhaltungen durch die sie bestimmt wird. Was sind vor allem die Rahmenbedingungen, die zwar nicht zu einem bestimmten Erziehungsstil zwingen, ihn aber

erheblich mitbestimmen können. Schließlich können Eltern jeweils nur aus ihrem eigenen Erfahrungshorizont heraus die Erziehung ihrer Kinder gestalten. Und das gilt nicht nur für Familien mit Migrationshintergrund.

Wir hoffen, mit dieser Studie die Basis für einen Diskussionsbeitrag zu leisten, damit nicht nur Einzelfälle die Themen bestimmen, sondern ein breiteres Spektrum von Stimmen sichtbar wird. In der vorliegenden Untersuchung kommen Väter und Söhne mit und ohne Migrationshintergrund zu kritischen Themen wie Erziehung, Religion, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, Ausgrenzungserfahrungen und Extremismus zu Wort.

1.10 Methoden und Zielgruppe

Im Rahmen des Projektes wurden 60 männliche Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund zwischen 12 und 23 Jahren sowie 40 Väter mit und ohne Migrationshintergrund befragt.

Es wurde ein Interviewleitfaden für qualitative Interviews in mehreren Schritten erstellt und im Sinne qualitativer Datenanalyse (QDA) sowie gemäß theoretischer Vorgaben der Grounded Theory stetig weiterentwickelt. Die Interviews wurden mittels Audiotranskription f4 transkribiert. Die QDA erfolgt mit dem Analyseprogramm f5.

Die Gespräche dauerten im Schnitt 50-60 Minuten. Sämtliche Interviews verliefen ohne nennenswerte Vorfälle. Dazu trug wesentlich die organisatorische Planung bei: wir möchten deshalb auch erwähnen, dass die Kooperation mit den jeweiligen Einrichtungen, die uns Interviewpartner zur Verfügung stellten, außerordentlich positiv war. Um ein möglichst breites Spektrum an Jugendlichen zu erreichen, wurden jungen Männer über verschiedenste Stellen identifiziert, so z.B. Lehrlinge der ÖBB Lehrwerkstätten, Schüler der Austrian International Schools Floridsdorf, Jugendliche, die aus dem Ausbildungsschema gefallen sind und über diverse Kurse Lehrstellen suchen bzw. die Schule nachmachen, Schüler einer HAK, Gymnasiasten, Jugendliche in Jugendclubs etc. Die Interviews wurden in Wien und in Mattersburg geführt.

Die zentralen Fragen bezogen sich auf die folgenden Themenbereiche: Persönliche Migrationserfahrung, Sprachgebrauch in der Familie, Spracherwerb, Erziehung, Religion, Demokratie, Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, Vorbilder, Jugend im Genderkontext, Zukunftspläne, Extremismus und Terror.

Die Themen waren für Söhne und Väter, ebenso für die Zugehörigkeit zu den beiden Kategorien „mit“ und „ohne“ Migrationshintergrund“ immer dieselben.

1.11 Soziodemographische Daten

1.11.1 Söhne

Für die Studie wurden 60 männliche Jugendliche im Alter von zwölf bis 23 Jahren (die Mehrzahl im Alter von 16 bis 19 Jahren), in Einzelgesprächen interviewt, wobei 37 davon Migrationshintergrund haben. Die Jugendlichen stammen aus Afghanistan, Türkei, Tschetschenien, Albanien, Ägypten, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Bangladesch, Syrien, Serbien, Kroatien, Polen, Ungarn und Somalia, wobei zwölf Befragte in ihrem Herkunftsland geboren sind; der Großteil von ihnen ist muslimischen Glaubens.

20 Burschen mit Migrationshintergrund besuchen derzeit eine Schule, die übrigen 17 sind in einer Lehre oder besuch(t)en einen Kurs beim T.I.W. (einem gemeinnützigen Verein für Training, Integration und Weiterbildung in Wien) oder beim Arbeitsmarktservice (AMS).

Unter den Befragten ohne Migrationshintergrund besuch(t)en die Mehrheit (14) eine Schule, acht sind in Lehrausbildung und ein Befragter besucht beim T.I.W. einen Kurs.

Zu Hause wird nur bei vier Jugendlichen mit Migrationshintergrund gar kein Deutsch gesprochen, bei 17 überwiegend die Muttersprache, bei sieben überwiegend Deutsch unter derselben Voraussetzung. Bei sechs Teilnehmern wurden diese Daten nicht erfasst, der Rest (n= 26) spricht nur Deutsch als Umgangssprache.

Acht Burschen sind Einzelkinder, wobei je vier mit oder ohne Migrationshintergrund sind, fünf von ihnen haben Halb- oder Adoptivgeschwister. Von den Befragten mit Migrationshintergrund leben die Eltern bei fünf Jugendlichen getrennt, bei denjenigen ohne Migrationshintergrund sind es acht Eltern.

17 Mütter der Burschen mit Migrationshintergrund sind derzeit entweder arbeitssuchend oder grundsätzlich als Hausfrau zu Hause tätig, wohingegen alle Mütter der österreichischen Burschen berufstätig sind.

1.11.2 Väter

Im Zuge der Studie wurden sowohl Einzel- als auch Gruppeninterviews mit insgesamt 40 Vätern im Alter von 32 bis 62 durchgeführt, von denen 20 Männer Migrationshintergrund

haben. Zu einem Großteil kommen die Männer aus Tschetschenien und Syrien, der Rest verteilt sich auf Afghanistan, Türkei, Malaysia, Bangladesch und Somalia; zwei stammen aus dem westeuropäischen Bereich.

19 von den 20 Migranten sind in ihrem Herkunftsland geboren. Wohnhaft sind, bis auf zwei Burgenländer, alle Befragten in Wien. 18 der 20 Migranten gehören der muslimischen Glaubensgemeinschaft an, die übrigen sind entweder katholisch, evangelisch oder ohne Bekenntnis.

Beruflich sind die Studienteilnehmer bunt gemischt, das Spektrum umfasst in beiden Gruppierungen Arbeitslose (mehrheitlich im Migrationsbereich), Angestellte, Arbeiter, Freiberufler (mehrheitlich ohne Migrationshintergrund).

ERGEBNISSE I

2 Die Söhne

2.1 Einleitung: Plädoyer für eine offene Diskussion

Mainstream und Migranten sind durchaus verschieden. Dieses sollte aber nicht zur Parallelisierung führen. Was wird gesprochen: Assimilation, Integration, Inklusion. Political Correctness behindert Dialog. Wir müssen die Diskussion offen halten und nicht tabuisieren. In beiden „Lagern“ gibt es eine Mitte, auf der Brückenpfeiler errichtet werden können.

Das Bild, das Jugendliche mit Migrationshintergrund von sich, ihrem Familienleben und ihrer Erziehung abgeben, ist nur bei oberflächlicher Betrachtung von dem Jugendlicher der Mehrheitsgesellschaft verschieden. Es gibt natürlich bedeutsame Unterschiede, die Mehrzahl dieser lässt sich auf einen unterschiedlichen Referenzrahmen zurückführen. Dazu gehören Religion und ethnische Herkunft mit den dazugehörigen spezifischen Beschreibungs- und Erklärungsmustern. Aus ihnen einen fundamentalen und vor allem trennenden Unterschied herauszulesen, wäre allerdings eine falsche Schlussfolgerung und ein Hindernis für einen gelasseneren Umgang im öffentlichen Raum, in Familie und Schule. Unterschiede sind da, sie erklären sich aber aus den unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Herkunft und Zugehörigkeit, die sich für Migrantenkinder viel akzentuierter stellt als für Kinder aus autochthonen Familien. Ein Rückzug in die vielzitierte Parallelgesellschaft ist häufig eine Gegenreaktion.

Alltagsdiskriminierung wirkt sich bei Migranten auf den Selbstwert und die Integrationsbereitschaft aus. Ebenso gilt das für den oft gut gemeinten Integrationsdruck, der, meist im Gefolge von Terroranschlägen, ansteigt. Dabei ist nicht immer klar, ob damit nicht ein völliges „Verschwinden“ im Mainstream gemeint ist. Die Debatten über Assimilation, Integration und Inklusion sind der direkte Ausdruck einer ungelösten sozialen Frage. Nichtsdestotrotz wird sich jede Diskussion entlang dieser Konzeptualisierungen des Zusammenlebens von Menschen mit unterschiedlichen zivilisatorischen Wurzeln und

Lebensentwürfen bewegen müssen. Der gemeinschaftliche Kompromiss steht allerdings noch aus.

Welche Möglichkeiten gibt es nun, darauf auf Seiten der Migranten zu reagieren? Coping lässt zwei Richtungen zu: Verweigerung und Rückzug bis hin zur individuellen und gemeinschaftlichen Parallelgefügen; bei bewusster Abgrenzung leider auch von offener Aggression begleitet, indem „die Anderen“ als „low class“ und „bigoted“ (Aroian 2012, 209) abgetan werden. Das ist oft ein vermeintlich wirksamer Selbstschutz, der unreflektiert eingesetzt wird. Der Gedanke, einer „überlegeneren Kultur“ anzugehören, stärkt das Ich und erhöht die Loyalität zur jeweils eigenen Gruppe.

Unsere Studie zeigt, dass Migranten in sich selber eine Mitte tragen oder das Bedürfnis nach dieser Ortung haben, ganz ebenso wie die Mehrheitsgesellschaften. Auf diesen beiden „Mitten“ sollten die Brückenpfeiler errichtet werden.

2.2 Wie wird Erziehung erlebt? – Drei Erlebnismuster

Jugendliche ohne Migrationshintergrund berichten in der vorliegenden Studie in einem geringeren Ausmaß „auffällige“ Ereignisse als Migrantenjugendliche. Das hat mit dem Aufwand an Coping zu tun, den die außergewöhnliche Situation der Migration mit sich bringt. Ohne Migrationserfahrung leben die Jugendlichen ein „ereignisloseres“ Leben, allerdings nur im Hinblick auf soziale und interkulturelle Spannungen.

In autochthonen Familien kommen außergewöhnliche Ereignisse kaum vor. Erziehung verläuft üblicherweise in „ruhigen Gewässern“, weshalb die Berichte der autochthonen Jugendlichen auch kaum über Alltagsschilderungen hinaus kommen. Dramatische Ereignisse fehlen bei ihnen und sie werden auch nicht an den Rändern ihrer Familie – wo meist die ethnischen und religiösen Konfliktpotenziale zwischen Autochthonen und Migranten (Beschimpfung, Diskriminierung, Geringschätzung etc.) liegen – extra gefordert. So musste sich etwa Tarek, ein 17-Jähriger mit ägyptischen Wurzeln, mit der Frage befassen, warum ihm seine Lehrerin empfahl, sich bei der Magistratsabteilung 48 (der städtischen Müllabfuhr) um eine Stelle zu bemühen. Derartige Vorfälle berichten österreichische Jugendliche ohne Migrationshintergrund jedenfalls nicht; Tabelle 1 zeigt diese Verteilung eindeutig. Migrantenkinder haben einfach mehr zu berichten und zu beklagen. Ihre oft bedrückende Lage zwingt sie zu „Theorien“ und erklärenden Darstellungen, um die Situation besser verstehen und auch ertragen zu können.

In Familien ohne Migration zeigen sich drei Muster: Glückliche Familien, dichotomisierte Zustände (Vater meist streng, die Mutter meist herzlich oder locker, doch kann es auch umgekehrt sein) sowie vereinzelt extreme Verhältnisse, *failed families* gewissermaßen, die der Kindererziehung nicht gewachsen sind. Ein Grund, weshalb sich die Kinder Orientierung außerhalb der Familie suchen – aktuell in einer intensiven Zuwendung zur Religion, die ihnen ein Alternativangebot hinsichtlich Selbstdisziplin, Ordnung und Hoffnung bietet.

Tabelle 1: Ergiebigkeit und Vielfalt der Antworten auf Fragen der Erziehung

Background	**Erziehung**	**Illustration**	**Vorkommnisse**
Ohne Migration	+ nein ~ ja – nein	nein	nein
Mit Migration	+ ja ~ ja – ja	ja ja ja	nein ja ja

Anmerkung: +, ~, – bezeichnen positive, neutrale und negative Schilderungen und Aussagen; „Illustration“ verweist auf ausführlichere Beschreibungen und Erklärungen; „Vorkommnis“ verweist auf „extreme“ Illustrationen von Vorfällen

In muslimischen Familien treten die Themen Religion und restriktive Freizeit von Anfang an deutlicher in den Vordergrund. Der neunzehnjährige Enim, gebürtiger Österreicher mit türkischen Wurzeln hat kein Problem mit Bewegungsfreiheit, wenn er sich mit anderen Jugendlichen vergleicht, aber es gibt einen entscheidenden Unterschied:

> **[E]s gibt Grenzen bei mir. Und ich kann schon auch rausgehen auch, aber sonst ist nicht so ein großer Unterschied zu anderen. Nur bei der Religion ist es ein bisschen anders. (Enim, Mhg. Türkei)**

Edin, dessen Vater mit 11 aus dem albanischen Teil Mazedoniens nach Österreich kam, betont zwei normative Einflüsse: Ethnie und Religion.

> **Bei uns geht‘s halt eher nach der [albanischen] Kultur. [….] Religion hat einen etwas größeren Wert für uns in der Familie. (Edin, Mhg. Mazedonien)**

Auch in der Außenwahrnehmung von österreichischen Jugendlichen wird das so wahrgenommen. Toni drückt das so aus:

Also bei mir ist [die Erziehung] eigentlich ganz locker […]. Mir wird nichts vorgegeben, ich kann alles selber entscheiden. [Aber im Vergleich zu Gleichaltrigen], puh… also wenn, dann ist es schon strenger [bei denen]. Ich kenne ein paar, die zur Religion hingeleitet werden. (Toni, ohne Mhg.)

Es ziehen sich zwei Sichtweisen durch die Äußerungen: die stärkere und besser belegte ist die Innenwahrnehmung der eigenen Erziehung durch die Eltern und die Außenwahrnehmung von Erziehungsmustern der jeweils anderen Gruppe (in unserem Fall die Unterscheidung von Familien mit und ohne Migrationshintergrund). Inhaltlich ergeben sich die meisten Hinweise auf eine entweder „lockere“ oder „strenge“ Erziehung, wobei bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund immer auch das Verhältnis zur Religion (wobei hier dezidiert der Islam genannt wird) berücksichtigt wird.

2.3 Erziehungsstile der Eltern – „Methoden“ und Qualitäten

Jugendliche nehmen Erziehung als streng oder locker (chillig) wahr. Mit dem Migrationshintergrund kommen zwei entscheidende Komponenten dazu: Regeln und Religion. Die Jugendlichen lehnen Strenge nicht unbedingt ab, sie sehnen sich sogar danach. Es ist ganz klar, dass sie Struktur brauchen und diese oft vermissen. Zur Orientierung stellen sie Vergleiche zwischen „dort“ und „hier“ an und finden es „hier“ ziemlich durchgängig einfach besser.

Eltern mögen Konzepte haben, mit denen sie ihrer erzieherischen Aufgabe nachkommen. Die Frage, die sich hier stellt, ist aber: Was kommt bei den Jugendlichen an? Wissen sie, was ihre Eltern beabsichtigen bzw. mit welchen Mitteln sie das verfolgen? Das muss eher verneint werden. Die häufigsten Antworten beziehen sich auf einen Erziehungsstil zwischen „streng“ und „locker“. Eine „moderne“ Vokabel, die dabei benutzt wird, lautet „chillig“, wie in den folgenden Beispielen, gut abgelesen werden kann. Martin (16) etwa meint: „[Meine Eltern sind im Vergleich zu anderen] relativ chillig, [das ist] angenehm“ und „Weil der [Onkel] ist chilliger drauf als meine Eltern“, weshalb Adil ihn gerne aufsucht, und „Mein Vater ist halt eher so ein bisschen chilliger, ruhig, im Gegensatz zu meiner Mutter“ zieht Omar den Vergleich.

Im Wesentlichen läuft die Bewältigung der elterlichen Erziehung durch die Jugendlichen darauf hinaus, sie gut oder weniger gut zu empfinden, sie im Grunde aber zu tolerieren. Wo dies nicht der Fall ist, suchen sich Jugendliche Wege, die außerhalb des Familienverbandes liegen und oft in ein kritisches Terrain führen.

Was bei den Jugendlichen ankommt, wird also in Begriffen wie „streng“ und „locker“ ausgedrückt. Dabei wird eine strenge Erziehung keineswegs abgelehnt, wie Taner, ein

türkischer Österreicher in dritter Generation, meint. Er ist mit sich und seinen schulischen Leistungen unzufrieden und wünscht sich daher seine Eltern:

> **„ […] ein bisschen strenger eher. Nicht so viel, aber ein bisschen. Auf die Schule konzentrieren lassen, [ein] bisschen helfen, und so weiter. [Sie haben mich] so abgelenkt, dass ich nicht mal Mathe kann“ (Taner, Mhg. Türkei).**

Wo die Wahrnehmung der Jugendlichen einfache Schablonen verlässt, kommt am deutlichsten der Hinweis hervor, dass zu Hause über alles geredet werden kann. Diesen „qualitativen“ Sprung drückt etwa Kurt, dessen Vater Österreicher und dessen Mutter aus Deutschland kommt, so aus:

> **„Also ich muss sagen, ich bin glaub ich ganz gut erzogen soweit. Ich kann zu Hause über alles reden, was mich bedrückt, sei es Schulprobleme, sei es… keine Ahnung… Mädchen... wurscht. Ich kann da ganz offen reden und das wird auch meistens verstanden […] so Konflikte gibt es eigentlich nicht. Und ja, das ist mir ganz wichtig: zu reden und den Kontakt zu pflegen“ (Kurt, Mhg. Österreich/Deutschland).**

In dieselbe Richtung zielt Igor, dessen Vater Österreicher und dessen Mutter aus Kroatien kommt:

> **„Bei uns zu Hause ist es eigentlich ziemlich offen, ich kann jetzt nicht beurteilen wie es bei anderen ist. Aber ich habe schon das Gefühl, dass wir bei uns über alles ziemlich offen reden können und verschiedene Meinungen zugelassen werden. [Über] Religion [wird] eher wenig, über Politik wird schon gesprochen und diskutiert. Aber Religion eher nicht“ (Igor, Mhg. Österreich/Kroatien).**

Die Eltern sind nicht der einzige Referenzpunkt, wenn Jugendliche über ihre Erziehung Auskunft geben. Den zweiten betreffen Vergleiche mit der Herkunftskultur. Dazu Elham, der Politikwissenschaften studieren möchte:

> **[Die Erziehung] ist immer anders, weil, z.B., ich komme aus Ägypten – und jeder hat seine Tradition. Z.B. einer kommt aus Serbien und der hat auch seine Tradition. Und die Erziehung ist immer nicht so gleich deshalb. (Elham, Mhg. Ägypten)**

Baki geht ins Detail und stellt einen Vergleich aus persönlicher Erfahrung an:

> **Da muss ich halt wirklich sagen, ich bin zwar hier geboren und auch größtenteils hier aufgewachsen, ich weiß wie es dort [in Albanien] ist und ich weiß wie es hier ist, und ich muss sagen, in Albanien ist es so, dass die Kinder wirklich noch mit Schlägen erzogen werden, was hier [in Österreich] zum Glück nicht mehr der Fall ist. Meine Eltern haben mich auch nie geschlagen, zum Glück. (Baki, Mhg. Albanien)**

Elham und Baki zeigen eine distanzierte und reflektierte Betrachtungsweise. Der Genderaspekt wird immer wieder deutlich formuliert, wie unten stehend von Hamza, der

daran „arbeitet“, wie Männer und Frauen miteinander interagieren. Diese tendenziell überkommene Form wird von einer Mehrheit der migrantischen Jugendlichen in einer Art vertreten, wie sie bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund nur mehr selten artikuliert wird.

> **Mein Vater versteht mich schon besser [als die Mutter], glaube ich, weil wir beide Männer sind und sich Frauen schlechter in einen 16-Jährigen Jungen hineinversetzen können. Zum anderen auch, dass meine Mutter und ich verschiedene Interessen haben, sie ist eher auf die Schule fixiert, mein Vater sagt aber, dass ich neben der Schule auch Fußball spielen kann. [….] Und er weiß auch, wie ein Junge reagieren würde. Wenn ich beleidigt werde, da kann er mir dann natürlich auch helfen. [Wenn es mir schlecht geht, weiß meine Mutter] das gleich, wenn ich die Tür aufmache und sie grüße. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Obwohl er aus einer sehr aufgeschlossenen Familie kommt, wirken traditionelle Vorstellungen weiter in ihm fort. Man könnte sie auch „nach innen gewandte Vorurteile“ nennen, bei denen die eigene Ethnie zur Projektionsfläche wird.

Hamza und sein Vater haben hier gewissermaßen das Heft in die Hand genommen und steuern planvoll auf ein Leben in Österreich zu. Dabei bedienen sie sich aller Möglichkeiten, die die Integration befördern könnten. Es war Norbert Elias, der von Ausweichkanälen gesprochen hat, wenn die üblichen Laufbahnkanäle „verstopft“ sind: Marginalisierten und zugewanderten Minoritäten (Elias spricht in seinem Beispiel von jungen Arbeitern) bieten Sport wie Fußball oder Boxen einen Ausweg. Für besser gestellte böten sich die Schriftstellerei und die Dichtkunst an. Für beide übrigens die Politik (Elias 1992, 322). Notgedrungen tauchen in Migrantenfamilien daher auch „kalkulierte“ Lebensentwürfe auf, durch die sie sich mehr Chancen auf eine Integration erwarten. Sie in diesen Wünschen „abzuholen“, sollte unbedingt gefördert werden. Nicht alle sind in demselben Ausmaß angekommen wie Öczans Familie. Seine Darstellung weicht von der Autochthoner kaum ab, wobei bemerkenswert ist, dass er sich von „anderen Moslems“ abzugrenzen wünscht und dass er keinen übermäßigen Kontakt zu ihnen hat. Öczan, ein österreichischer Türke, sagt:

> **Wenn ich jetzt vergleiche mit anderen Moslems... es ist komplett anders. Es ist bei mir Gang und Gebe, dass bei mir Freunde ein und auskommen, ohne dass sie ankündigen, sie kommen einfach und dann gehen sie irgendwann wieder. [….] Und das ist bei den anderen Moslems – ich kenne nicht viele – […] nicht so. (Öczan, Mhg. Türkei)**

Wir haben angemerkt, dass die Jugendlichen kaum Theorien über Erziehung und ihre Auswirkungen haben. Was sie aber schon bemerken, sind unterschiedliche Umgangsformen,

die sie durchaus der Erziehung zuschreiben. Mehr als die Ethnie und kulturelle Prägungen scheinen unspezifische Faktoren wie streng, locker und Liebe für sie eine Rolle zu spielen. Was er mit seinen Kollegen in der Ausbildung an Positivem erfährt, ordnet Baki einer liebevollen Erziehung zu.

> **Also ich muss sagen, hier [in der ÖBB Lehre/Metallbearbeitung] sind wirklich viele Kollegen aus verschiedenen Kulturen und verschiedenen Umgebungen. Jeder wurde anders erzogen. Die Erziehung macht es wirklich aus, finde ich. Bei manchen Kollegen merkt man schon, ok, die wurden gut erzogen, manche halt nicht so gut. Manche wurden mit Liebe erzogen, manche mit Schlägen, leider. Also Gewalt [gibt es] immer noch – auch in Österreich – im Geheimen. (Baki, Mhg. Albanien)**

2.4 Erziehung im Spannungsfeld von Herkunfts- und Ankunftsland

Generalisierungen sind ein wesentliches blockierendes Moment in der Integrationsdebatte. Natürlich gibt es Modalitäten, worin sich Migrantenfamilien von autochthonen unterscheiden. Ein Hauptkriterium ist sicher die Religion. Was uns aber mehr interessieren sollte, sind die Abweichungen von Klischees:

> **Der Papa hat meistens weniger zu melden, weil die Mama daheim der Chef ist. Was die Mama sagt, das zählt auch. Also es ist nicht so, wie man denkt: „Das ist typisch bei den Türken". Das ist komplett anders bei uns. [Allerdings] ziehen schon beide am gleichen Strang. Man merkt schon, dass sie miteinander reden […]. Da sind sie auf einer Wellenlänge. (Öczan, Mhg. Türkei)**

Die auch nur leichte Infrage-Stellung traditioneller Mann Frau Rollen ist eine sichtliche Irritation im Leben migrantischer Jugendlicher, aber ebenso stark stellt sich ihnen die Frage nach dem Verhältnis religiöser und ethnischer Zugehörigkeiten. Den Jugendlichen ist sehr bewusst, dass die Normen für das Zusammenleben in der österreichischen Gesellschaft nicht auf Religion basieren. Sie scheinen somit die Rolle der Religion in den Gesprächen auch etwas hintanzustellen. Adam und Stepan, deren Eltern aus Tschetschenien eingewandert sind, zeichnen das Bild einer säkularen Familie:

> **Also von den Eltern aus, die reden nie über Religion oder so. Und wir sind nicht so religiös erzogen worden von den Eltern, nur auf tschetschenische Art. Dass man vor älteren Respekt hat, viele logischen Sachen. Wie man sich gegenüber Eltern verhält […], dass es unter der Familie keine Streitigkeiten gibt. (Adam, Mhg. Tschetschenien)**

Ein Spannungsfeld, das sich für österreichische Jugendliche nicht in der Schärfe ergibt, ist die Frage nach dem Ausmaß der Verwurzelung im Herkunftsland. Für sie stellt sich höchstens eine Spannung zwischen Stadt und Land, Wohnort der Eltern und Großeltern, falls ihre Eltern innerhalb Österreichs umgezogen sind. Migrantische Jugendliche wollen, ähnlich wie in der

Elternschaftsfrage (wer ist mein Vater/meine Mutter bei Adoptivkindern) gerne auch mehr über ihre Wurzeln wissen. Es sind oft „Sehnsuchtsorte“, denen sie träumerisch nachhängen, doch wollen sie gleichzeitig Österreich treu bleiben, so wie etwa der 17-Jährige Baki:

> **Also ich muss ganz ehrlich sagen, früher wollte ich nie nach Albanien fahren […]. Aber jetzt, wo ich größer und älter geworden bin, mag ich meine Wurzeln schon ziemlich sehr, aber ich kann mir nicht vorstellen, in einem anderen Land zu leben als in Österreich. Österreich hat einfach eine so eine gute Infrastruktur, Freizeitanlagen usw. Also Österreich ist eigentlich ein Vorbild für andere europäische Länder, meiner Meinung nach. (Baki, Mhg. Albanien)**

Hamza, dessen Eltern aus Afghanistan stammen, hat vermutlich wegen der Entfernung dorthin ein etwas anderes Bekenntnis zu Österreich parat. Leben und eine Familie gründen möchte er:

> **[…] natürlich hier. Österreich ist halt ein sicheres Land, ich habe hier extrem viel Positives gesehen, es ist ein wunderschönes Land. Man wird ja auch nicht von keinem akzeptiert. Es gibt auch sehr viele Menschen, die einen akzeptieren, deswegen will ich die Familie schon hier. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

2.5 Tradition und Religion in der Erziehung

Kulturelle Vorgaben in der Erziehung sind ein die Debatte beherrschendes Thema. Eltern beziehen und übertragen ihre erlernten und erworbenen globalen und erzieherischen Vorstellungen aus ihrer eigenen Sozialisation. Sie sind gewissermaßen Absolventen der „Schule des Lebens“, das den einen die Trennung von Staat und Religion, den anderen eine Priorität der Religion beibrachte. Von Einigkeit quer durch die nicht-migrantischen und migrantischen Communities kann hier kaum gesprochen werden. Es gibt aber einen gemeinsamen Nenner, der sich auf die schulische Ausbildung der Kinder bezieht: wobei, in Familien mit akademischem Hintergrund ist eines der durchgängigen Ziele eine „bessere Schule“ für die Kinder, in benachteiligten Schichten ist es oft nur der Ruf nach „mehr Schule“. Ein anderer Faktor betrifft die Curricula, die (spezifischen) religiösen Bedürfnissen (mehr aber auch weniger) nachkommen sollen oder aber dieselben durch Entkoppelung von der Religionsfrage durch einen allgemeinen Ethikunterricht ersetzen sollen. Eine Lösung der Frage hängt wahrscheinlich mehr von einem gesellschaftlichen Wandel als von expliziten Maßnahmen ab. Und dieser gesellschaftliche Wandel ist derzeit durch den Zuzug von MigrantInnen mit mehrheitlich „fremden“ oder auch nur rigoroser praktizierten Religionen in seiner gewohnten Linearität abgekommen. Unsere Gesellschaft glaubte, Fragen der Religion als Konfliktpotential der Vergangenheit weitgehend überwunden zu haben. Die

Forderungen nach Toleranz schienen ein fester Bestandteil unserer Gesellschaft. Das hat sich nun verändert durch ein gesteigertes Bedürfnis des Ausdrucks von Identität, an der Oberfläche manifest gemacht durch die Forderung nach zunehmendem Moscheenbau; vermehrte Identitätssignale in Form von Kleidung kamen dazu. In Folge wurden „der Islam“ zum tagesaktuellen Thema und die Integrationsfrage über diese äußeren Zeichen abgehandelt. Das Problem, das sich für Migrationscommunities und die Mainstreamgesellschaft ergibt, sind die unterschiedlichen Annahmen über die dahinter liegenden Absichten. Diesbezügliche Auseinandersetzungen nehmen oft groteske Formen an, deren unterste Stufen in Bullying und Schmähung ausarten oder in selbsternannter „Religionspolizei“ – je nach tatsächlicher oder gefühlter ethnischer und religiöser Zugehörigkeit.

Diese „Grenzlinien“ zeigen sich auch in unseren Interviews. Tatsächlich kommen in Interviews mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund häufiger Verweise auf die Wichtigkeit von Religion vor – sei es von den Eltern vorgegeben, sei es, dass die Jugendlichen selbst darin ein Bedürfnis sehen.

Es zeigt sich ein deutliches kategoriales Muster - im Gegensatz zu einem dynamischen, wandelbaren - wenn Jugendliche mit Migrationshintergrund sich auf Ethnie und Religion beziehen.

Die Jugendlichen sind sich der kulturellen Bedingungen durchaus bewusst. Auf die Frage, wie sich die Situation in seinem Elternhaus von dem anderer unterscheidet, meint Elham:

> **Religion ist Nummer 1, das ist sicher. Dann Schule, Nummer 2, und dann müssen die zwei zusammengehen, das muss eine Linie sein. (Elham, Mhg. Ägypten)**

Schließlich präzisiert er den Vergleich zu anderen Familien und betont dabei die „natürliche“ und akzeptable Verschiedenheit, je nach kultureller und ethnischer Herkunft:

> **[E]s ist immer anders. Weil z.B., ich komm aus Ägypten – und jeder hat seine Tradition. Z.B. einer kommt aus Serbien und der hat auch seine Tradition. Und die Erziehung ist immer nicht so gleich [ungleich] deshalb. (Elham, Mhg. Ägypten)**

Michalek hat polnische Wurzeln. Für ihn ist es eine Selbstverständlichkeit, davon „gefärbt“ zu sein, ohne es aber als Druck und Zwang zu erleben:

Außerdem ist [Polen] ein streng katholisches Land, da hat man schon irgendwie ein bisschen Religion dabei. (Michalek, Mhg. Polen)

Doch mit kulturellen Vorgaben haben alle Jugendlichen zu tun. In der Integrationsdebatte wird oft übersehen, dass sich Traditionen auch aus der Mehrheitsgesellschaft herausbilden. Die Frage ist eher die, inwiefern sich alle diese Verfestigungen als apodiktische (bisweilen autoritäre) Normen ohne Schaden für die Jugendlichen auflösen lassen. Zum Glück lassen sich aber in allen Kulturen Verfahren finden, die diese oft unter Druck vermittelten Identifikationen (Ethnodruck) mit einem bestimmten Lebensstil aufbrechen können. Kurt ist so ein Beispiel, diesmal aus der autochthonen Gesellschaft, der die Mann-Frau-Rollen ironisch auf den Punkt bringt. Auf die Frage, wie sich seine Eltern in der Erziehung unterscheiden, meint er mit Hinweis auf eine „verkehrte Welt“:

Mmhh… ja, der Papa ist der Besorgtere. Der sagt oft auch beim Autofahren „Pass auf, pass auf!“ – und die Mama sieht es meistens etwas lockerer, also eigentlich [eine] verkehrte Welt. (Kurt, Mhg. Österreich/Deutschland)

Religion ist kein brennendes Thema, nicht einmal unter muslimischen Jugendlichen, wie das gängige Vorurteil sein könnte. Sie wird entweder als ein normaler „Kulturbestandteil“ wahrgenommen oder auch ignoriert.

Religion ist bei jedem Menschen natürlich individuell und meine Mutter z.B. ist gläubig, mein Vater auch, aber ich selber muss sagen, ich bin Atheist. Aber ich weiß ziemlich viel über Religion, ich tu mich auch gern damit beschäftigen, weil ich finde Religion ist einfach so ein Thema, das die ganze Welt fesselt quasi. (Baki, Mhg. Albanien)

Ja, Religion ist wichtig, aber sie zwingen mich nicht. Wenn ich nicht will, sie zwingen mich nicht dazu und das gehört sich auch so. (Öczan, Mhg. Türkei)

[Über Politik sprechen wir] nicht wirklich... Religion wird auch nicht wirklich [besprochen]… Wir sind zwar römisch-katholisch, aber uns ist das ziemlich egal […] wir feiern Weihnachten und das ist schön, die Feiertage, aber... […] wir sind nicht gläubig. (Nándor, Mhg. Österreich/Ungarn)

2.6 Integration als familiäre Herausforderung

Integration ist ein schwieriges Unterfangen, das immer auch im Reflex auf oder in Hinsicht auf die (Mehrheits-)Gesellschaft gedacht wird. Jugendliche haben nicht nur ihre eigenen Fragen diesbezüglich, sie müssen dabei immer auch ihre Eltern „mitdenken“. So will Hamza

nicht, dass ihn sein Vater zum Fußballspiel begleitet, weil dessen Verhalten auffallen könnte. Auf die Zwischenfrage „Kommt deine Familie öfter zum Fußballplatz?“ meint er:

> **„Nein, das will ich auch nicht, weil ich dann noch nervöser wäre. Mein Vater würde sich wahrscheinlich auch bei vielen Schiri-Entscheidungen aufregen, deswegen lasse ich ihn lieber zu Hause“ (Hamza, Mhg. Afghanistan).**

Integration und Identitätsfragen sind sehr persönliche Anliegen. Ist es eher die Angst Hamzas, dass das Verhalten seines Vater mit „westlichen“ Verhaltensformen, wie sie im Fußball ebenfalls vorkommen, „inkompatibel“ ist oder handelt es sich hier um das Bedürfnis, sich alleine entfalten zu dürfen? Bei den Jugendlichen sind Spannungen im sozialen Feld durchaus ein Thema. Sie erleben ihre Eltern als Irritation, aber gleichzeitig spüren sie, dass sie Unterstützung brauchen. Hamza vertraut den Wertvorstellungen des Vaters, wenn er spürt, dass er eine „Verteidigungslinie“ aufziehen möchte.

> **„Und er weiß auch, wie ein Junge reagieren würde, wenn ich beleidigt werde, da kann er mir dann natürlich auch helfen“ (Hamza, Mhg. Afghanistan).**

Die Absenz von Vätern führt häufig zu einer kritischen Situation, wenn beispielsweise Ängste der Mutter mit ins Spiel kommen und sie kein vertrautes Reflexionsniveau vis-a vis vorfindet. Jankos Mutter ist aus Serbien, serbisch orthodox und mit einem pflegebedürftigen Mann verheiratet, der mittlerweile in einem Heim lebt. Sie macht sich Sorgen wegen Jankos Konversion zum Islam. Sie befürchtet, dass er radikalen Predigern auf den Leim gegangen ist. Janko reagiert darauf folgendermaßen:

> **Ich mein, viele die radikalisiert werden, haben von den Eltern her eine schwierige Situation, haben keine Zukunftsperspektive, deswegen machen die das. Aber ich würde das nie machen. (Janko, Mhg. Österreich/Serbien)**

Doch dann kommt er auf Kommunikationsschwierigkeiten mit seiner Mutter zu sprechen:

> **Ich habe ihr das gesagt [nicht gefährdet zu sein], aber sie glaubt es mir nicht. [….] Also ich habe schon gedacht, dass sie so reagiert [d.h. an seine Gefährdung glaubt], aber ich rede mit ihr, nur sie hört mir nicht zu, macht ihre eigenen Sachen und denkt an ihre Sorgen und hört mir halt nicht zu. Dann denkt sie immer Schlechtes und versteht mich nicht. Sie gibt mir auch nicht die Hoffnung, dass ich mit ihr weiterreden soll, weil sie mir halt nicht zuhört. (Janko, Mhg. Österreich/Serbien)**

Janko hat keine elterliche Vertrauensperson und meint sogar, er könne über dieses komplexe Thema mit niemandem reden: „Eher nicht, ich behalte das für mich“ und fügt noch hinzu, dass er Trost und Ruhe „von meinen Freunden halt“ bekomme.

2.7 „Regellose“ versus „regelgeleitete“ Erziehung

Erziehung ist für viele etwas, das am Ende und zur Erleichterung aller gut ausgegangen ist. Normen, also Regeln und Vorschriften aus entweder der säkularen (Fleiß, Anstrengung) und/oder der religiösen Sphäre (Religion als integraler Bestandteil auf dem Weg zu einem „richtigen“ Leben) wurden dann im Wortsinn „unvermittelt“ (als unhinterfragbare Forderungen) eingesetzt. Dazu gehört etwa die „Verpflichtung“, Matura haben zu müssen ebenso wie die Verpflichtung, ein religiöses Leben zu führen. Man kann beides natürlich befürworten, doch die Art, wie dies den Kindern vermittelt wird, kann eben zwei Formen annehmen: „vermittelt“, durch Vorbild, Anregung und – quasi operativ – durch regelmäßige Diskussionen oder „unvermittelt“, durch Gebote und Verbote aus unhinterfragbaren „Wahrheiten“ aus Tradition und Religion. Es wäre allerdings ein Irrtum zu glauben, dass darum Regeln und Verbote keinen Sinn haben. Im Gegenteil, Jugendliche wünschen Regeln, ebenso Eltern. Der springende Punkt ist jedoch die Art, wie diese vermittelt werden.

Regeln in der Erziehung bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Eltern (die sie meist ausgeben), Jugendlichen (die sie befolgen sollen) und der Gesellschaft (die sie nicht nur fordert, sondern auch mit Sanktionen droht). Jugendliche sind sich dessen durchaus bewusst. Sie erkennen ihre Rolle in diesem Feld ganz klar, auch wenn es keine expliziten Regeln zu geben scheint bzw. nur wenige:

> **Eigentlich, bei uns gibt‘s nicht viele Regeln zu Hause, wir sind ziemlich locker. Es ist halt nur, die Polizei sollte nicht heimkommen, so in die Richtung. [….] [Ich kann] das tun, was ich will. [….] Ich muss halt langsam selbst abwägen können, wie, wo, was passieren kann und bei uns ist es so, es gibt keine wirklichen Regeln oder Zwänge oder irgendwas. Einfach nur alles frei und möglichst keine Polizei (lacht). (Nándor, Mhg. Österreich/Ungarn)**

Doch Regeln werden keineswegs als sinnlos abgelehnt. Es kommt nur darauf an, ob sie in einem nachvollziehbaren Kontext stehen. Der (erst) fünfzehnjährige Rami hat dazu die folgende Einstellung:

Es gibt Regeln halt bei uns. [….] Ab 16 oder 17 darf man halt raus bei uns am Abend, so bis 1 oder 2, unter 16 oder 17 nicht. Ich find's eigentlich gar nicht schlecht, weil es ist eine gute Erziehung. Wo ich wohne und wie es heutzutage ist in Österreich, am Abend mit diesen ganzen Betrunkenen auf den Straßen, ist es eine gute Regel bei uns. [….] Ja, ich hab eigentlich eh schon Angst. Ich komme schon um 9 Uhr [am Abend] vom Training und [da] sind eigentlich auch viele Betrunkene [auf der Straße], also ich find das schon eine gute Regel. (Rami, Mhg. Ägypten)

In ihrer rudimentärsten Form spielt sich Erziehung im Spannungsfeld von Erlauben und Verbieten ab und es ist keinesfalls immer klar, ob Verbote (auch in Form gut gemeinter Regeln) auf grundsätzliche Ablehnung stoßen. Im Gegenteil, sie können auch gefordert werden. Eine interessante Einsicht vermittelt uns Ivica, dessen Eltern aus Serbien kommen.

Er bedauert nämlich ausdrücklich,

„[d]ass mir meine Eltern [nicht] verbieten rauszugehen abends oder am Wochenende. Das vermisse ich schon [….] Ich war schon überall und habe fast alles gesehen, die ganze Gegend in Wien. Jetzt darf ich schon fortgehen, will aber eigentlich nicht mehr. Ich vermisse das Interesse, den Kick, den man dabei hat. Den hat man mit 18 nicht mehr, man wird nicht mehr nach dem Alter gefragt, weil man jetzt sowieso schon alles darf [….] Sie lassen mich schon raus, es geht nur darum, dass sie mir nicht mehr sagen, wann ich zu Hause sein soll [….] Dann komme ich eine halbe Stunde später und habe diesen Kick, man macht etwas, das man nicht darf" (Ivica, Mhg. Serbien).

Was sich in Ivicas Beschreibung abbildet, ist das Bedürfnis nach einer aktiven Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kind. Dabei darf es durchaus zu Spannungen kommen, wie sich in der Andeutung Ivicas zeigt: Er will ein Verbot, um es übertreten zu können. Alles zu erlauben, lässt den „Kick" vermissen, den die Jugendlichen in einer Phase brauchen, in der sie sich gesellschaftlich bewähren aber auch einordnen wollen.

Der Umgang mit Regeln ist der Prüfstein jeder Familie. „Strenge" und „Lockerheit" werden keineswegs von den Jugendlichen abgelehnt, aber auch nicht grundsätzlich befürwortet. Es ist und bleibt ein Trapezakt, der sich in allen Gesellschaftsschichten ereignet. Kategorien, die sich aus Regeln herleiten, werden von Jugendlichen durchaus so verstanden, wie sie auch gemeint sind: als Richtlinien, die es einem ermöglichen, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Geht es einmal schief, dann verwenden auch Jugendliche analytische Kategorien, die auf die Ursachen verweisen. Saul, der eine Karriere als Heimkind hinter sich hat und – nachdem ihm auch das nicht geholfen hatte – zum Islam konvertierte (mit für ihn befriedigenden Ergebnissen) meint zu seiner „vor-islamischen" Identitätssuche und was ihn im Alter von 9 ins Heim brachte:

[Ich kam ins Heim] weil ich keinen Respekt hatte vor anderen, vor Eltern. [….] Im Heim hatte ich Regeln und Grenzen. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

Die Wurzeln seiner von ihm bedauerten Heimkarriere sieht er im Zustand seines Zuhauses:

Beide [Eltern] sind locker, aber mein Vater ist noch wie ein Kind. Er ist noch kein Mann in meinen Augen. Die Mutter ist sensibel und will, dass es mir immer gut geht, aber hat das falsch gemacht irgendwie. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

Sein Weg, der ihn, durch das Jugendamt veranlasst, aus seiner Familie in der österreichischen Provinz nach Wien führte, endet in einem halbstaatlichen Programm zur Berufsfindung. Auch hier findet er nicht jene Regeln, die er sich für seine Identität wünscht. Er will es später „anders“ machen:

Ich will es anders machen. Eine gute Familie gründen und eine gute Frau und einen guten Job haben. Dass kein Streit passiert. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

Im Rückblick analysiert er die Situation als durch „Fehlen von Regeln“ verursacht. Die Erziehung war für ihn:

Zu locker, nicht zu streng. [….] Keine Regeln. [….] Nicht viele und ich hab keinen Respekt gehabt. [Meine Eltern] waren immer zu nett, sie haben mir keine Grenzen gegeben. [Erstmals erkannte ich das] in der Pubertät, wo ich bemerkt hab, ich kann machen was ich will. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

Einen ersten befreienden Schritt unternimmt er mittels Konversion zum Islam, der ihm in seiner eigenen Wahrnehmung weiter hilft. Er hat nach Regeln gesucht, die ihm Halt geben und hat auch, wie viele andere Jugendliche, seinem Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit Ausdruck gegeben.

Also ich hab sehr viele muslimische Freunde, weil ich halt mit [ihnen] mehr über das reden kann, [was] meine Eltern nicht verstehen [würden]. [Wir reden über] alles halt. Über Islam, super Themen. [….] [Und im] Gebet, [da] vergisst man alles, da hat man innere Ruhe. [….] Zuerst es ist Pflicht zu beten, und zweitens, man entspannt auch. Man hat dann innere Ruhe – was nicht jeder durschauen kann – und Glückseligkeit. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

2.8 Vorbilder, vorzugsweise männlich

Eine wesentliche Schnittstelle, die sich Kinder von ihren Eltern abschauen, ist die Art wie diese mit anderen umgehen. Das ist ein durchgängiges Thema, das immer ähnlich formuliert wird. Vor allem der Vater ist eine bestimmende Leitfigur im Leben der männlichen Jugendlichen.

> **„Aber die Charakterzüge meines Vaters nehme ich sicherlich als Vorbild, auch wie er mit anderen Menschen umgeht, das nehme ich auch als Vorbild“ (Hamza, Mhg. Afghanistan).**

Vergleichbare Äußerungen sind ein wiederkehrender Topos, wenn es die Vorbildfunktion der Eltern zu beschreiben gilt.

Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund wird die Vorbildfunktion des Vaters bzw. anderer Familienmitglieder auf die Hochachtung für die Bewältigung der Migration fokussiert. Dies bezieht sich deutlicher auf die Väter, wenngleich in einigen Fällen dabei auch an die Mütter gedacht wird. Hier drei Beispiele, die darauf hinweisen. Zunächst der achtzehnjährige Handelsakademieschüler Öczan:

> **Vorbild einfach, dass der Papa nach Österreich gekommen ist mit einem Rucksack und einem Paar Wäsche zum Wechseln und sich innerhalb von zwanzig Jahren selbstständig gemacht hat und dass er das einfach so hinnimmt, dass sein Kind übers Wochenende einfach mal nach London fliegt und dort ein Fußballmatch anschaut und sowas. […] Er steht um vier Uhr in der Früh auf und geht erst um zehn in der Nacht schlafen. Und das macht er 365 Tage im Jahr. Ich habe großen Respekt vor meinen Eltern, vor meiner Mama genauso. Die hat nur einen Monat frei, weil sie in einem Geschäft ist. Die arbeitet schon hart. (Öczan, Mhg. Türkei)**

Was macht Öczan für sich daraus?

> **In einer Hinsicht will ich es so machen wie die Mama oder der Papa. Aber in der anderen Hinsicht nicht so […], dass ich selbstständig werde oder in den Einzelhandel gehe. (Öczan, Mhg. Türkei)**

Adams und Stepans Eltern kommen aus Tschetschenien. Sie sind 22 und 17 Jahre alt und besuchen eine HTL bzw. HAK. Stepan spricht für beide über die Odyssee seines Vaters mit einem abgebrochenen Studium in der ehemaligen Sowjetunion (weil er auf Geheiß seines Vaters nach Tschetschenien zurück und der Familie beistehen musste), der Schneiderlehre ihrer Mutter. Was bleibt, ist das elterliche Vorbild als Menschen, die mit anderen respektvoll umgehen:

> **[Die Eltern] wollen selber nicht, dass wir sie als Vorbilder nehmen, in dem Bereich, wenn es um Schule und sowas geht. Aber in anderen Sachen nehme ich meine Eltern schon als Vorbilder. Also wie respektvoll und nett sie zu anderen Leuten sind. Wie sie sich verhalten. Bin froh, wenn ich es so schaffe, wenn ich es schaffe, so viel zu erreichen wie sie, sagen wir mal so. (Stepan, Mhg. Tschetschenien)**

Negative und positive Vorbildwirkungen stammen aus zwei Bereichen: dem Beruf und dem Verhalten der Eltern. Die Jugendlichen unterscheiden hier sehr genau: ist es eine „niedrige" Arbeit oder eine, zu der man keine Neigung verspürt?

Vorbildwirkungen werden also eher mit charakterlichen Eigenschaften erzielt, weniger aus der beruflichen Karriere, die ja von Äußerlichkeiten bestimmt werden kann. In Migrantenfamilien ist die diesbezügliche Ausgangslage in der Regel sehr schlecht. Professoren für Mathematik werden Religionslehrer, Facharbeiter arbeiten als Staplerfahrer etc. Für Jugendliche mit Migrationshintergrund zählt daher eher die Leistung, trotz widriger Umstände sich und die Familie gut zu versorgen, ihren Bestand zu sichern als Einheit, in der sich Identitätsfindung und Erwachsenwerden ereignen. Typisch sind hier einerseits die relativ höhere Qualifikation im Herkunftsland (die diesbezüglich einen Abstieg im Ankunftsland bedeutet) – also eine niedrigere berufliche Einstufung in Österreich. Andererseits gibt es auch Verbesserungen. Niedriger Status und beruflicher Abstieg sind für Jugendliche mit Migrationshintergrund in allen Fällen ein Überwindungsgrund. Sie wollen unbedingt die Matura erreichen, um nicht in Berufen vom Staplerfahrer bis Putzfrau zu enden.

Hamza steht gewissermaßen schon auf einer höheren Stufe. Ob seine Eltern ein Vorbild seien, beantwortet er in zwei Richtungen:

> **Das kommt darauf an, was man für diese Vorbildrolle hernimmt. Wenn man den Beruf nimmt, dann nicht, ich will kein [Religions-] Lehrer, ich will Fußballer werden, und wenn das nicht hinhaut, dann habe ich hoffentlich die Matura und werde dann studieren gehen. Aber die Charakterzüge meines Vaters nehme ich sicherlich als Vorbild, auch wie er mit anderen Menschen umgeht, das nehme ich auch als Vorbild. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Hier ist besonders auffallend die Spannbreite zwischen Lehrer und Fußballer, was aber hervorgehoben werden sollte, ist der Hinweis auf „wie er mit anderen Menschen umgeht". Insgesamt legen die Jugendlichen ein besonderes Augenmerk auf das Außenverhältnis – wie ihre Eltern an der Schnittstelle von Familie und Gesellschaft agieren, das ist aber von noch ausgeprägterer Bedeutung für Jugendliche mit Migrationshintergrund, da es bei Ihnen um

alles geht: Akzeptanz, Anerkennung, Verankerung. Die Außenpräsentation des Vaters und auch der Mutter ist die soziale Region, in der sich ihre Integrationsfähigkeit und die Integrationsbereitschaft testen lassen. Wenn es hier nicht glatt läuft, reflektiert das auf die gesamte migrantische Community. Aber gleichzeitig ist das auch der Entscheidungspunkt, ob es ihre Kinder schaffen, der „Parallelisierung“ zu entkommen. Wenn Eltern von Kindern als Vorbild erlebt werden, mit der Begründung, dass sie in der Gesellschaft „angekommen“ seien, ist das nicht nur eine Einstiegshilfe für ihre Kinder, sondern ein Kontinuum ihrer weiteren positiven Entwicklung in ihrem sozialen Umfeld.

Die männlichen Jugendlichen sind vor allem von männlichen Familienmitgliedern beeindruckt und beeinflusst. So erwähnt die Mehrheit hier Väter, Großväter oder männliche Verwandte wie Onkel oder Cousin.

> **Ja, mein Vater hat so einen starken Einfluss auf mich, weil ich so werden will wie er. So eher ein chilliger Vater, ein guter Vater. Er ist für mich eher ein Freund als ein Vater, weil er hilft mir uroft. Bei meiner Mutter will ich wie sie werden vom Beruf her[sie ist Lehrerin in Moschee und Aerobic Trainerin]. (Oman, Mhg. Palästina)**

> **Ja, mein Großvater wegen des Jobs, aber auch meine Eltern, weil die haben einen Beruf, die haben eine Familie, die haben eigentlich alles, was ich auch einmal in meinem Leben haben will. Familie, Beruf. (Alexander, ohne Mhg.)**

Junge Männer mit Migrationshintergrund sind neben Vätern auch von Verwandten – Cousins oder Schwager – beeindruckt, die etwas geschafft haben, was auch sie geplant haben, sei es eine bestimmte Lebensweise oder ein Schul- oder Ausbildungsabschluss.

> **Ja, mein Schwager ist eines meiner Vorbilder. Der hält viele Dinge ein und macht viele Dinge richtig, von der Erziehung her, von der Religion her. Deshalb nehme ich ihn als Vorbild, er ist ein sehr guter Mensch. Und ich würde dem gerne nachgehen. (Emin, Mhg. Türkei).**

Junge Männer mit und ohne Migrationshintergrund nennen neben männlichen Familienmitgliedern noch Sportler, die sie besonders beeindrucken. Hier stehen vor allem berühmte Fußballer wie Lionel Messi oder Ronaldo an oberster Stelle.

> **Sportler, die eben den Weg zum Profifußball oder so geschafft haben oder so, sowas beeindruckt mich. (Laurenz, ohne Mhg.)**

Das Spektrum an Vorbildern ist bei männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund noch etwas breiter. So nennen sie noch berühmte Persönlichkeiten wie Sänger, YouTube-Stars oder Politiker von Heinz Fischer bis Kofi Annan als beeindruckende Persönlichkeiten.

Es gibt hier allerdings auch eine religiöse Konnotation. Der Prophet Mohammed scheint für Jugendliche mit muslimischem Migrationshintergrund Anziehungskraft zu besitzen.

> **Die Geschichte von unserem Propheten Mohammed. Wie sein Leben war. Ich nehme ihn als Vorbild an erster Stelle. Ich nehme auch Vorbilder. Leute, die ihm folgen. Also sonst ja, das beeinflusst mich, weil ich danach lebe wie er gelebt hat. Aber sonst keine lebenden Personen derzeit. (Adam, Mhg. Tschetschenien)**

> **Der Prophet Mohammed und einige seiner Gefährten, also eigentlich alle seine Gefährten [….] (Elbek, Mhg. Tschetschenien)**

> **Also mein bestes Vorbild ist unser Prophet Mohammed. Ich mag seine Geschichte lesen und auch ganz viel lernen. Und der andere ist der Nachfolger von diesem Gelehrten. In der heutigen Welt sind es die Entdecker dieser Welt, die Wissenschaftler. Da kann man was lernen. (Mehli, Mhg. Somalia)**

„Unser Prophet“ ist auch für den Konvertiten Saul M. beeindruckend, genauso wie der salafistische Prediger Pierre Vogel, der über seine Online Aktivitäten deutschsprachige Jugendliche erfolgreich rekrutiert.

2.9 Grenzerfahrungen: Ethnische und religiöse Konfliktzonen

Für Migrantenkinder schwingt immer eine Ambivalenz im Raum. Wie sollen sie entscheiden, ob sie unabhängig von ihrer Herkunft beurteilt werden, oder ob es sich doch um eine bewusste oder latente Diskriminierung handelt. Das heißt nicht, dass auch autochthone Jugendliche ähnliche Erfahrungen machen können. Bei ihnen könnte es sich um die Zugehörigkeit zu einer „niedrigeren“ Schicht handeln. Tarek jedenfalls hängt noch einem Erlebnis nach, das für ihn keineswegs gelöst ist:

[I]n der Mittelschule hatte ich eine Lehrerin – ich hab es ernst und traurig für mich genommen –, die Textiles Werken [unterrichtete], also [die] hat mir gesagt an einem Tag: „Wieso arbeitest Du nicht bei der MA48 [städtische Müllabfuhr]?“ Da denk ich mir, ich mein, was hat sie, wieso, ich mein, wie kann sie mich sowas fragen? Ok, ich hab schon die Tränen für mich gehalten, ich ignorier sie einfach, weil diese dümmsten Aussagen, die sie da jetzt mir erzählt, nehm ich nicht ernst. [Als ich später] in ein Abendgymnasium gegangen bin, also mich [dort] angemeldet habe, da hab ich gar nicht geglaubt, dass ich aufgenommen würde, weil sie mich für einen schlechten Schüler genommen hat. Dann hab ich [zu ihr später einmal] gesagt: „Schauen Sie, es ist alles möglich. Es ist nix nix möglich.“ Was ist mit der los, Mann? [….] Stellen Sie sich vor, Sie haben eine Lehrerin, ok, und die sagt zu Ihnen: „Wieso arbeitest du nicht bei der MA48?“ Da denkt man sich: „wieso?“ Ich mein, ich wollte selber zurück antworten, aber ich hab, damit ich meine Höflichkeit behalte, damit ich Höflichkeit [zeige] und Respekt vor ihr, habe ich mir gedacht, ich antworte einfach nicht und sage nichts wie „Wieso haben sie selber nicht gearbeitet dort?“ Ich habe ihr meinen Respekt gezeigt und sie [aber] hat[te] keinen Respekt sozusagen. (Tarek, Mhg. Ägypten)

Tarek erwähnt zwar mit keinem Wort eine mögliche rassistische Äußerung, das aber ist das Problem: wie über Probleme sprechen, ohne die Verletzungen zu verbalisieren? Es geht dabei um ein subjektives Empfinden im Kontext von nicht immer objektiven Rahmenbedingungen. Häufig sind solche Erlebnisse für Migrantenkinder symptomatisch. Sie gehören dem kollektiven Gedächtnis an, mit einer Summe von schmerzlichen Skurrilitäten. Ummar, Schüler an einem Gymnasium berichtet von einer Straßenszene, bei der es zu einem Konflikt mit einem österreichischen Betrunkenen kommt. Am Ende wird sein Vater von der Polizei mitgenommen. Achmed und Bobby, von derselben Schule wie Ummar, berichten unisono von einem typischen Ablauf in Banken: „In der Bank gehen immer gleich zwei von der Security hinter uns her.“

2.10 Gleichberechtigung und Fairness

Alle befragten jungen Männer beantworten die Forderung nach Gleichberechtigung von Mann und Frau mit einem einstimmigen und klaren Ja. Auf den ersten Blick schien die Frage gewissermaßen „überflüssig“, denn für den Großteil stellt sie sich in dieser grundsätzlichen Form gar nicht. Gleichberechtigung ist für sie ein unhinterfragter und integraler Bestandteil ihres Lebensumfeldes und –entwurfs. Murat K. mit türkischen Wurzeln bringt seine Grundeinstellung zur Geschlechterfrage auf eine knappe Formel: „**Also, Mensch ist Mensch!“** Seine Aussage deckt die Meinung des befragten Samples sehr gut. Auch der aus Somalia stammende Mehli denkt in dieselbe Richtung:

> **Aber Frauen haben Rechte, [und] Männer haben Rechte – wir sind alle gleich. Niemand ist höher als [ein] andere[r]. Wir sind alle Menschen. (Mehli, Mhg. Somalia)**

Es geht in den Augen der jungen Männer nicht um Mann oder Frau, sondern um Menschen, die es verdienen, in allen Belangen gleich behandelt zu werden. Wenn Gleichberechtigung wie ein „verzichtbares Thema“ erscheint, dann dürfte das auf eine Begriffsverschiebung zurückgehen. Die Jugendlichen finden das Wort Gleichberechtigung eher unpassend und schlagen vor, stattdessen von Fairness und Gerechtigkeit zu sprechen. Diese Begriffsverschiebung trifft auf Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund zu. Es geht ihnen um gleiche Rechte für alle, weniger um ein Differenzieren zwischen Mann und Frau, das lediglich auf Vorurteilen beruht:

> **Man kann nicht nur ein Geschlecht hervorheben, im Endeffekt sind wir alle nur Menschen. Es herrschen halt auch viele Vorurteile von früher, dass Frauen eben schwach sind, nichts alleine machen können und so weiter, das hat manche Kulturen auch entscheidend geprägt. Dass sich da was geändert hat, ist sicher nur positiv. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Allerdings wird das Bild nuancierter, wenn die Jugendlichen beginnen, über gewisse Einschränkungen und Abstufungen nachzudenken, vor allem was körperliche Kräfte und biologische Unterschiede betrifft. Wie es Adil formuliert, klingt es wieder „vertraut“ in der alten Manier biologistischer Argumente:

> **Also ich denke, nicht überall [kann es Gleichberechtigung geben], weil Frauen sind sehr einfühlsam und sehr weich und es gibt manche Jobs, da muss man hart sein dafür. Zum Beispiel [bei der] Polizei oder sowas, da sollte man schon hart sein [können]. [….] Von den Rechten [her betrachtet] finde ich aber schon, dass alle gleichberechtigt sein sollten. (Adil, Mhg. Ägypten)**

Es gibt auch einen Widerstand gegen Quotenregelungen und die Vermutung, wonach Frauen es in Bewerbungssituationen leichter gehabt und ihre Rolle ausnützen würden.

Als besondere Ungleichberechtigung empfinden die Jugendlichen, dass Frauen nach wie vor weniger als Männer verdienen.

> **Wenn [Gleichberechtigung], dann [auch] beim Gehalt. Ich finde es wirklich immer noch eine Frechheit, dass Frauen weniger verdienen als Männer. Und wenn schon, dann [auch] Fairplay, jeder gleichberechtigt aber keine Verhätschelung ... also dass die Männer bevorzugt werden, oder die Frauen, sondern beide gleich. (Baki, Mhg. Albanien)**

Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund sind hier derselben Meinung, wobei sich autochthone Österreicher – wie auch bei anderen Themen – eher knapp und ohne große Erklärungen zum Thema äußern:

> **[I]n Sachen Bezahlung, Anstellungskriterien, gesellschaftliche Stellung, rechtliche Stellung etc. gibt es keinen Grund, irgendeinen Unterschied zu machen. (Alex, ohne Mhg.)**

Jugendliche mit Migrationshintergrund finden die Situation in Österreich verglichen mit jener ihrer Herkunftsländer positiv und sehen das Recht auf freie Meinungsäußerung sowie das Wahlrecht für Frauen als wichtige Errungenschaft der heutigen Zeit:

> **[A]lso alles war früher für die Frauen verboten ... aber jetzt finde ich, dass es passt. Also, halt, dass [Frauen] alles das machen, was die Männer machen. Also ich will jetzt nicht ins linke Eck [gestellt werden], verstehen Sie, aber [so] wie Wählen oder [so] wie Meinung äußern, das ["Alles machen"] wäre für die Frauen genau[so] wie für die Männer wichtig fürs Leben (Tarek, Mhg. Ägypten)**

Die Jugendlichen denken also weniger in den Kategorien Frau-Mann, sondern sehen den Begriff der Gleichberechtigung viel weiter, für sie ist es sozusagen ein Grundrecht, dass alle Menschen gleich behandelt werden und es nur dann Unterschiede gibt, wenn die körperliche Kraft dazu nicht ausreicht. Allerdings fordern sie Gleichberechtigung und Gleichbehandlung auf allen Schienen; sie wollen Frauen als Kanalarbeiterinnen und als Führungspersönlichkeiten sehen, die bei gleichem Gehalt und gleichen Rechten mit den Männern gemeinsam die Welt gestalten.

2.11 Gewalt in der Familie – Gewalt gegen Frauen

Der Erziehungsstil vor allem in Familien mit Migrationshintergrund ist sehr auf Gehorsam orientiert, ein Stil der die Einhaltung der Regeln ganz klar festlegt – Kommunikation läuft häufig in einer Einbahnstraße von oben nach unten und Übertretungen können durchaus mit an Gewalt grenzenden Methoden sanktioniert werden.

Im ersten Impuls lehnen Jugendliche Gewalt in jeglicher Form gänzlich ab. Bei genauerem Nachfragen wird „ein bisschen schlagen" oder „die g'sunde Watschn" vor allem von

Jugendlichen mit Migrationshintergrund fallweise als adäquates Mittel in der Kindererziehung dargestellt. Doch mit Einschränkungen: nur in den Fällen gilt Gewalt als gerechtfertigt, wenn es gilt, „besonders freche Kinder“ in die Schranken zu weisen oder Jugendliche für Rauchen und Alkoholkonsum zu bestrafen – wie es Hassan beschreibt, der in dritter Generation in Wien lebt:

> **Ja, ab 16 oder so. Zum Beispiel wenn du was rauchst und der Vater Dich erwischt. Dann geht‘s schon [mit körperlicher Strafe]. (Hassan, Mhg. Türkei).**

Diese Maßnahme, die er auch selbst schon am eigenen Leib erfahren hat, findet er durchaus in Ordnung und rechtfertigt sie damit, dass der Vater einfach nicht möchte, dass er raucht oder Alkohol trinkt.

Von eigenen Gewalterfahrungen erzählen die Jugendlichen kaum, drücken aber zum Teil ihr Verständnis für einen Klaps aus. Sie würden eventuell auch selber ihren Kindern auf diese Art und Weise zeigen, wo die Grenzen sind. Sie denken dabei jedoch eher an Jugendliche denn an Kleinkinder.

> **Also meiner Meinung nach sollte man sein Kind nicht verprügeln, das ist ganz schlimm. Aber ab einem gewissen Alter, zum Beispiel in meinem Alter [14] ist es schwierig – vor allem für eine Mutter oder einen Vater –, das Kind zu kontrollieren. Meine Eltern schlagen mich zwar nicht, aber manchmal gibt es so ganz freche Kinder oder Leute, die machen, was sie wollen. Da muss man schon was machen ... meine Meinung ... so würde ich zum Beispiel machen [deutet einen Klaps an] … ganz wenig [körperliche Gewalt]. (Zulko, Mhg. Bosnien).**

Tendenziell favorisiert die junge Generation aber das gemeinsame Gespräch vis-a-vis der verbalen Austragung von Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten.

> **Zuerst mal darüber sprechen und nicht gleich explodieren und drauf hauen. (Benno, Mhg. Italien)**

Schlagende Männer werden mit einem geringen Intelligenzquotienten in Verbindung gebracht.

> **Ich find das nicht gut, wenn man mit Gewalt irgendwie versucht, Macht auszudrücken. Das zeigt von wenig Intellekt in meinen Augen. (Stanislaw, Mhg. Polen)**

Denselben Sachverhalt drückt Elham etwas unverblümter aus:

> **Ein Mann sollte immer schön Geduld haben und sollte mit seinem Gehirn mehr arbeiten als mit seinen Händen. (Elham, Mhg. Ägypten)**

Belal S. fasst in seiner Antwort oben genannten Faktoren gut zusammen und geht auch auf die Vorbildfunktion der Eltern ein. Er macht darauf aufmerksam, dass Gewalt zu noch mehr Gewalt führt und Hass schüren kann. Auch für ihn ist Bildung eine Voraussetzung für ein gewaltfreies Miteinander.

> **Ich finde, [Gewalt] ist wirklich schlecht. Und mein Vater ist auch in diesem Bereich ein Vorbild für mich, weil er schlägt uns nicht. Schlagen bringt nichts, durch Schlagen kann nur Hass entstehen. (Belal, Mhg. Afghanistan).**

Obwohl für ihn unvorstellbar, sieht er doch eine wesentliche Einfallspforte für Gewalt: die fehlende Bildung. Wissen schützt vor Gewaltausübung:

> **Wenn jemand nicht in die Schule geht und nichts weiß, […] keinen Lehrer hat, wie soll [er] lernen, was Leben, Mutter, Vater und Frau ist? Wenn er es weiß, dann schlägt er nicht und dann ist das Leben besser. Wenn er nicht versteht, was das Recht der Mutter, des Vaters, der Frau ist, dann ist es so, [dass er schlägt]. (Belal, Mhg. Afghanistan).**

Männer, die ihre Frauen schlagen, werden von den Jugendlichen nicht als Männer gesehen. Der Austro-Ägypter Elham äußert sich dazu lapidar: „**Also bei uns [in Ägypten] zählen sie nicht als Männer**“. Baki aus Albanien dazu etwas ausführlicher:

> **Ein jeder Mann der eine Frau oder ein Kind schlägt, ist kein richtiger Mann [aus] männlicher Sicht betrachtet […], das ist einfach unmenschlich. Man kann auch anders mit Menschen umgehen, man muss sie nicht schlagen. (Baki, Mhg. Albanien)**

Schlagen oder nicht, hat in den Augen migrantischer Jugendlicher zwar auch etwas mit Religion zu tun, wird aber nur am Rande erwähnt. Religion (gemeint ist hier der Islam) verbiete zwar Gewalt gegen Kinder, Adil weitet das „Gesetz“ aber auf alle Menschen aus:

> **[A]uch in unserer Religion ist es verboten, dass man Kinder schlägt. Ich finde, man sollte [überhaupt] niemanden schlagen. (Adil, Mhg. Ägypten)**

Ein weiterer Aspekt in der Diskussion um Gewalt ist die Vorbildfunktion, die schlagende Erwachsene für ihre Kinder nicht erfüllen. Der 18-jährige Elham erwähnt in diesem Zusammenhang das daraus resultierende fehlende Vertrauen zwischen Eltern und Kindern und die Möglichkeit eines kompletten Bruchs mit den Eltern.

[D]urch das Schlagen löst man ja nichts. Das Kind hat ja dann Angst vor seinem Vater oder vor seiner Mutter, da gibt's ja dann kein Vertrauen. Und dann sucht er sich halt einen anderen Weg. (Elham, Mhg. Ägypten)

Ja, ich mein', das muss abgeschafft werden, weil das Schlagen bringt dem Kind selber nix bei. Sobald Du das Kind schlägst, er lernt nichts davon, er lernt, dass du ihn hasst und dass er sicher früher als 18 Jahre selber irgendwo auszieht. (Tarek, Mhg. Ägypten)

Die geschlossene Meinung hinsichtlich der Ablehnung von Gewalt in jede Richtung birgt durchaus ein positives Überraschungsmoment. Das Vorurteil von den gewaltbereiteren Migranten (gestaffelt je nach Herkunftsland) wird von den Jugendlichen nicht bestätigt. Sie leben längst in der Diktion und Praxis ihrer neuen Heimat. Einen kleinen Unterschied macht die Stärke der Ablehnung aus. Die Ablehnung von Gewalt, vor allem in Form von Gewalt gegen Frauen, wird von den autochthonen Österreichern noch weitaus vehementer formuliert als von den Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Die jungen Männer ohne Migrationshintergrund reagieren auf die Frage mit ziemlichem Unverständnis.

[W]em sowas passiert [– dass er Gewalt anwendet –], der gehört sofort weg, der gehört eingesperrt. Das ist ein Blödsinn, das macht man nicht. Weil das Kind schaut sich das ab und macht das in der Schule z.B. auch. Man sollte das nicht machen. (Thomas, ohne Mhg.)

Die beschriebenen Tendenzen und die klaren Worte der Jugendlichen mögen überraschend sein. Hätten wir nicht eher damit gerechnet, dass ein Klischee bestätigt wird? Das Vorurteil, dass Familien mit Migrationshintergrund in gewaltbereiteren Umfeldern aufwachsen und agieren als Österreicher ohne Migrationshintergrund, wird durch die vorliegenden Interviews entkräftet. Es gibt natürlich „Ausreißer", so zum Beispiel ein 16jähriger Konvertit, der der Meinung ist, Männer hätten zum Teil mehr Rechte als Frauen. Im gleichen Atemzug aber erklärt er, dass Frauen und Männer im Islam gleichberechtigt sind.

Schauen Sie, im Islam sind Männer und Frauen gleichberechtigt, aber in verschiedenen Sachen haben Männer mehr Rechte, verstehen Sie. Sie sind gleichberechtigt, sie haben die gleichen Rechte, aber nicht auf die gleichen Sachen. Bei einer Sache hat der Mann mehr Recht, bei einer [anderen] hat die Frau z.B. mehr Recht. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

Der Islam und die Lehren des Koran stellen für ihn jenen Rahmen dar, nachdem er sein Leben bestimmt und strukturiert. Allerdings unhinterfragt. So ist er auch der Meinung, alle Frauen würden sich freiwillig bedecken und Ungläubige wären gefährlich. Gewalt lehnt Saul jedoch völlig ab. In seiner Kindheit hat er sie durch seinen Stiefvater selbst erfahren.

Das ist nicht richtig. Im Islam ist es so, der seine Frau am besten behandelt, ist der Beste. Hat unser Prophet gesagt. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)

2.12 Zwischen Internet und Gratiszeitung – der junge Blick in die Medien

Beim Medienkonsum, zeigt sich eine klare Tendenz: Die Jugendlichen holen sich ihre Informationen zum Großteil aus dem Internet. Radio und Fernsehen spielen eine marginale Rolle im Leben der Jugendlichen. Radio wird, wenn überhaupt, nur zur Berieselung oder zum Musikhören beim Autofahren eingesetzt und dient in keinster Weise als Nachrichten- oder Informationsportal. Ähnlich wenig wird der Fernseher genutzt, wenn überhaupt, dann zur Entspannung nach einem anstrengenden Tag. Beim dritten klassischen Medium, der (Tages)Zeitung, zeigt sich vor allem der Konsum von Gratiszeitungen oder ein kurzer Blick in die Tagespresse, die zu Hause „herumliegt".

Bei Jugendlichen ohne explizites Medienbewusstsein herrscht vor allem eine kritische Distanz. Ob das jeweilige Medienverhalten „richtig" ist, darüber besteht ein zwischen Informationsbedürfnis und Misstrauen eingekeilter Zweifel:

Nein, ich schau kein Fern[sehen], ich höre kein Radio und den Zeitungen glaube ich so und so nicht. Wahrscheinlich ist [aber] das Gegenteil von dem richtig. (Aras, Mhg. Türkei)

Grundsätzliche Unterschiede im Medienverhalten zwischen migrantischen und nicht-migrantischen Jugendlichen zeigen sich kaum. Beide Gruppen pendeln zwischen gezielt gesuchter und zufällig gefundener Information. Sie haben allerdings eine ziemlich unterschiedliche Sicht auf Zeitungen. Für Autochthone sind sie neutral besetzt, während Jugendliche mit Migrationshintergrund in ihnen auch Organe der Stimmungsmache gegen „Ausländer" sehen. Zunächst Alex, der sich mittels „der Zeitung" so nebenbei ein Bild von der Welt macht:

[A]lso ich höre persönlich eigentlich kein Radio. [….] Fernsehen und Zeitung sind da schon etwas bedeutsamer, eigentlich auch eher die Zeitung, weil ich, sagen wir mal, recht gerne mir einfach mal eine Zeitung schnappe und dann in aller Ruhe die einzelnen Schlagzeilen durchblättere und dann schaue … erst mal mir einen groben Überblick verschaffe, was ist alles passiert? (Alex, ohne Mhg.)

Mit der elterlichen Medienwelt sind die Jungen nur noch lose verbunden. Medienkonsum passiert „ab und zu" oder wenn die Eltern auf etwas aufmerksam machen:

Ich schaue generell wenig fern, ich lese ab und zu Kurier und Krone. Meine Eltern lesen das überhaupt jeden Tag und wenn die was Interessantes finden, was mich interessiert, will ich es natürlich auch. Das sind dann aber entweder Arbeitsmarktsachen oder -artikel oder Sportartikel. (Gerhard, ohne Mhg.)

In Alex' und Gerhards Schilderungen zeigen sich keine irgendwie gearteten Ambivalenzen. Ihr Mediengebrauch kommt als selbstverantwortete Selbstverständlichkeit daher. Ganz anders ist die Situation für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Sie stehen in einem gegnerischen Verhältnis zu den Printmedien. Die Art der Nachrichtenvermittlung macht die jungen Männer sehr skeptisch. Sie sind der Meinung, dass sehr oft nicht nur „Unwahrheiten" verbreitet, sondern Dinge berichtet würden, die „die Leute hören wollen". Nicht nur die Zweifel sitzen tief, auch der kränkende Pauschalverdacht tendenzieller Berichterstattung bestimmt ihr Leseverhalten:

Wie gesagt, ich glaube Medien kein Wort. Überhaupt diese [Boulevard-]Zeitungen zum Beispiel […]. Unsere Lehrerin sagt auch, das sind keine richtigen Zeitungen. Ich lese es selber auch – absichtlich –, damit ich mir noch sicher gehe, wie viel sie lügen. Zum Beispiel wenn sie sehen, dass ein Tschetschener irgendwas Schlimmes gemacht hat, irgendwas ausgeraubt hat zum Beispiel, sagen sie „Ein Tschetschener, ein Moslem hat das gemacht!" (Adam, Mhg. Tschetschenien)

Damit steht Adam nicht alleine. Wenn autochthone Jugendliche über Medien reflektieren, sehen sie es ähnlich:

[M]eistens wird auch viel Blödsinn erzählt, [werden] falsche Fakten vermittelt [und] auch Hass aufgebracht gegen andere Leute. (Simon, ohne Mhg.)

Österreichische Jugendliche sehen durchaus die Probleme der medialen Präsentation von „Ausländern", sind aber nicht der Inhalt verzerrter Darstellungen, sondern Adressaten einer Botschaft über ihre Mitbürger. Adressaten sind natürlich auch die migrantischen Familien, die sich durch die Berichterstattung aber gleichzeitig angegriffen fühlen. Als Gruppe, als Muslime, würden sie falsch repräsentiert und prangern daher die Schubladisierung und das von den Medien geschürte ethnische und religiöse Profiling an.

Nein, eigentlich … also die [Medien] übertreiben auch manchmal mit den Nachrichten … alles auch fast nur Hetze. Also man schlägt die Zeitung auf, nur Muslime und so … urfett gedruckt. Und da steht sogar auch der Name von dem Täter. Aber wenn es zum Beispiel ein Christ oder Jude war, dann steht kein Name dort, dann steht nur irgendein Name und das Alter. Aber bei uns steht immer nur urgroß „Muslime“. (Achmud, Mhg. Ägypten)

Das medial suggerierte Bild einer undifferenzierten muslimischen Gesinnungswelt, gewonnen aus Einzelfällen abweichenden Verhaltens, ist etwas, das muslimische Jugendliche und alle die, die sich als „Ausländer“ wahrgenommen fühlen, ständig begleitet. Achmud weiter:

[E]s gibt Menschen, die unsere Religion schlecht darstellen. Und […] wenn ein Muslim jemanden tötet, dann denken sie, alle anderen Muslime die töten auch. Verstehen Sie? Das ist schlecht! Es gibt [natürlich] auch sehr schlechte Muslime, die unsere Religion schlecht darstellen [aussehen lassen] … und damit meine ich eh diese Terroristen und so. (Achmud, Mhg. Ägypten)

Die klassischen Medien sind, wie wir den Gesprächen entnehmen können, entweder marginalisiert (Radio, Fernsehen) oder werden, wie im Fall der Zeitungen, kritisiert bis abgelehnt. Bei Letzteren ist das Spektrum damit aber keineswegs ausgeschöpft. Es gibt auch die Jugendlichen (vor allem unter den Autochthonen), die sich einer Art Informationspflicht bewusst sind, ohne dabei ihre Kritikfähigkeit zu vernachlässigen. Stehen wichtige Ereignisse wie Wahlen an, oder sollen gewisse Themen vertieft werden, so greifen die von uns befragten Jugendlichen zu Qualitätsmedien oder auch zu internationalen Presse-Outlets wie Guardian oder New York Times.

Ja, ich lese, vor allem jetzt vor einer Wahl, lese ich mir ganz gerne die „Presse“ durch, vor allem um mir neue Meinungen zu bilden [….] [I]ch gehe dieses Jahr wählen und ich bilde mir dann gerne meine Meinung aus Zeitungen […] mit Niveau. (Costa, Mhg. Serbien/Kroatien)

Laurenz betont ebenfalls sein Informationsbedürfnis, das er sich – eher angelegentlich – im gehobeneren (nationalen) Printsegment erfüllt:

Ja, auf jeden Fall, ich lese Zeitungen. Ich finde Medien spielen eine große Rolle, weil sie uns Informationen bringen, teilweise auch ziemlich viel Schrott dabei. Aber ich glaube, es ist wichtig, dass man sich weiterbildet und einen Überblick bekommt, was derzeit los ist auf der Welt. Ich kenne zwar viele Jugendliche, die noch nie Zeitung gelesen haben, vielleicht maximal den Society Teil oder Sport. Aber ich glaube schon, dass es wichtig ist, dass man den Politikteil oder Gesellschaftsteil durchblättert oder mal „Profil" liest. Einfach bisschen was mitkriegt von der Welt. (Laurenz, ohne Mhg.)

Ähnlich sieht das Alfred, der sich für ein bewusstes Lesen ausspricht, bei unglaubwürdigen Berichten aber auch „Gegenrecherchen" im Internet anstellt:

Naja, die Kronenzeitung [lese ich], aber da bin ich auch so vernünftig und glaub nicht jedes Wort, was gedruckt ist. Weil ich bin schon öfters draufgekommen, dass entweder nicht korrekt erzählt oder komplett aus [dem] Zusammenhang gerissen [wird]. Und […] wenn ich mir nicht sicher bin, google ich die Hintergründe und recherchiere ein bisschen. (Alfred, ohne Mhg.)

In den Gesprächen stellte sich heraus, dass die Jugendlichen in Bezug auf Zeitungen selektiven Medienkonsum in zweierlei Hinsicht betreiben. In der eher „passiven" Variante lassen sie Informationen an sich herankommen (bleiben sie aus, wird nichts vermisst) und picken sich jene Teile heraus, denen ihr aktuelles Interesse gilt (z.B. Sport oder „Karriere"). Hier verlassen sich die jungen Männer darauf, dass Gratiszeitungen immer irgendwo aufliegen oder sie durch die Eltern hingeführt werden.

Die zweite Variante kann als „aktive" Leserschaft bezeichnet werden. Sie bewegt sich (vermutlich deshalb) im „höheren" Zeitungssegment und versteht Information als wichtigen Bestandteil des Lebens.

Zwischen Radio und Fernsehen schiebt sich die Tageszeitung relativ stark in den Vordergrund. Drei Beobachtungen sind dabei hervorzuheben: Die Zeitung wird durchaus als Informationsmedium anerkannt, wird auch gelesen, es gibt aber entscheidende Differenzen: Qualitätsmedien kommen vor und werden „gelobt", der Boulevard wird gelesen, aber kritisiert. Lesen überhaupt scheint auch ein Zufallsprodukt – man schnappt sich eine Zeitung, wenn sie zu Hause aufliegt oder eben in Form von Gratiszeitungen. Beide Gruppen sehen auch sehr kritisch auf die Medien, warnen also sehr vor Desinformation und falscher Berichterstattung. In der diesbezüglichen Kritik sind die migrantischen Jugendlichen viel deutlicher. Sie fühlen sich nicht nur als Ziel von falschen Darstellungen, sondern leiden auch unter den Pauschalurteilen, die dem oftmals folgen.

2.13 Social Media

Klassische Medien haben so gut wie keinen interaktiven Aspekt. Im Radio kann man fallweise anrufen, der Zeitung kann man einen Leserbrief schreiben, womit es meist getan ist. Für die Jugendlichen ist daher das Internet zur wichtigsten Informations- und eben Interaktionsplattform geworden. Wenn es um „reine“ Information geht, werden hier vor allem YouTube und Wikipedia benutzt – aber auch Zeitungen gehören hier noch dazu, vorausgesetzt sie sind „online“. Die Vorteile der online-Mediennutzung fasst der 16-jährige Michalek aus Polen kurz und prägnant zusammen: „Internet [benutze ich], weil es meistens auf dem ganz neuesten Stand ist.“ Wie wir weiter oben gesehen haben, werden Printmedien nur mehr dann gelesen, wenn sie entweder im Elternhaus vorhanden sind (keiner Eigeninitiative bedürfen) oder am Weg in die Schule oder zur Arbeit gratis zur Verfügung stehen. Ein Teil der Jugendlichen stützt sich daher auf zwei Informationsquellen mit unterschiedlichen Qualitäten: Die Gratiszeitungen und das Internet. Hier zeigt sich ein interessantes „Übergangsphänomen“:

> **Ich les‘ die U-Bahn Zeitung, auch wenn die von der Qualität nicht besonders ist. Wenn ich wirklich mich über eine Sache informieren will, dann nutze ich das Internet. Das geht schnell, ist aktuell. (Stanislav, Mhg. Polen)**

Bildlich gesprochen wirkt Stanislav wie eines der letzten Verbindungsstücke zwischen alter und neuer Medienwelt. Das kann man auch von Ekim sagen, der allerdings schon eher dem Internet zuneigt:

> **Nein, Fernsehen und Radio [benutze ich] nicht so. Ich bin eher im Internet. Manchmal schaue ich auch die Nachrichten, schaue kurz rein. (Ekim K., Mhg. Türkei)**

Für andere Jugendliche ist längst eine neue Wirklichkeit entstanden. Ihnen gilt das Internet als Teil ihres Lebens. Social-Media Plattformen und die Vernetzung sind eine der Grundlagen der Sozialkontakte, dürfen aber nicht überbewertet werden.

> **Also ich würde schon sagen, dass es jetzt zum Leben dazugehört, diese Social Media, Instagram, Twitter und so, aber ich würde nicht sagen, dass, also dass man vernetzt ist damit. (Costa, Mhg. Serbien/Kroatien)**

Ein Telefon besitzt die junge Generation vorwiegend nicht um des Telefonierens Willen, sondern vielmehr, um sich über diverse Plattformen schriftlich auszutauschen oder Bilder zu verschicken. So nennen die Jugendlichen bei der Frage nach dem Vernetzungsgrad meist drei Plattformen: WhatsApp, Instagram und Facebook. Manche kommen auch damit nicht aus, wie Emin und Laurenz:

Ich habe alle, also viele Kommunikationsformen von Facebook, WhatsApp, Instagram. Also ich bin überall erreichbar. (Emin, Mhg. Türkei)

Ich habe alles - Email, Snapchat, Facebook, Instagram. WhatsApp. (Laurenz, ohne Mhg.)

Twitter ist unter den Jugendlichen wenig populär und wird eher Prominenten zugeordnet. Viel wichtiger als alle genannten Medien und Plattformen ist jedoch YouTube. Hier dürften sich die Informationsbedürftigen versammeln.

YouTube ist meine Lieblingsseite. Und sonst gibt es glaube ich nichts, nur YouTube, das ist das Beste. (Caner, Mhg. Türkei).

Das Videoportal, das vor etwas mehr als zehn Jahren gegründet wurde, scheint für die jungen Männer alles zu vereinen – von Unterhaltung bis Information.

Es ist unterschiedlich, je nachdem was ich brauche, was ich will. Großteils YouTube, aber auch Wikipedia. (Stanislaw, Mhg. Polen)

Ich schaue] ziemlich viel Verschiedenes [auf YouTube]. Lustige Videos. Irgendwelche interessante Sachen, Berichte, Dokumentationen oder sowas. (Elbek, Mhg. Tschetschenien)

YouTube wird teilweise wie ein online Lexikon verwendet, das Hintergrundinformationen zu bestimmten Themen liefert. Gleichzeitig übernimmt es auch die Rolle des Fernsehens bzw. des Radios.

Also auf YouTube schau ich mir Fußball an oder schau ich mir Filme an. (Tarek, Mhg. Ägypten)

Trotz aller Affinität für die neuen Medien sind sich die Jugendlichen der Gefahren durchaus bewusst. Insbesondere wird die Seriosität von Nachrichten, die über Facebook verbreitet werden, angezweifelt; vor allem was aktuelle Ereignisse betrifft. Im Zeitraum der Befragung waren dies vor allem Flüchtlinge, die nach Österreich kamen oder hier auf Durchreise waren. Das „Netz“ spielte dabei offensichtlich eine zweifelhafte Rolle, wie Baki andeutet:

> **[A]ber das Thema Flüchtlinge, Asylanten usw. tut zurzeit vor allem im Netz nix [Gutes], also kein anderes Thema tut so stark polarisieren wie dieses Thema. Also das Netz ist gespalten. Und vor allem auf Facebook findet man wirklich Sachen, die man einfach nicht packt. Das ist alles einfach wirklich nicht nachvollziehbar. (Baki, Mhg. Albanien)**

Einige der Jugendlichen haben sich mittlerweile ganz oder teilweise vom „Netz“ verabschiedet. Ob wegen der Gefahren, lässt sich nicht sagen, genannt werden Zeitraub und Ausreizung.

Es sind Teilausstiege zu beobachten:

> **Ich hab schon ein Facebook Konto, aber ich nutze nur eine Gelegenheit zum jemanden was schreiben und so. Aber nicht so viel. Ich hab Kopfschmerzen davon. Das ist sinnlos, Zeitverschwendung. (Mehli, Mhg. Somalia)**

Oder auch Totalausstiege:

> **Weil ich es nicht mehr für notwendig empfunden habe, weil da relativ viel Zeit draufgegangen ist und ich da auch nicht mehr so viel Lust hatte, dass ich da jetzt immer reingehe. (Erwin, ohne Mhg.)**

Auch Aras hat sich komplett „verabschiedet“:

> **Ich bin vor drei Jahren aus Facebook ausgestiegen, also ich habe es hinter mir gelassen. (Aras , Mhg. Türkei)**

Es lassen sich grob zwei Typen identifizieren, die auf Jugendliche mit als auch auf Jugendliche ohne Migrationshintergrund zutreffen: einerseits die Totalanwender, die zum Teil auch mehrere Stunden am Tag benötigen, um ihre Social Media Kanäle zu verfolgen und zu füttern, die Totalverweigerer (eher als Aussteiger zu bezeichnen) und dazwischen die Skeptiker, die vor allem Facebook ablehnen. Die Beweggründe sind vielfältig, meist wird aber die Sinnhaftigkeit der Plattformen in Frage gestellt.

Insgesamt kann gesagt werden, die Mediennutzung hat sich auf die Social Media verlagert. Dort werden auch die früher den Printmedien vorbehaltenen Informationen online abgerufen.

Keine Erwähnung finden bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund Zeitungen oder Fernsehprogramme in ihrer Muttersprache. Es lässt sich hier nicht feststellen, ob der Nachrichtenkonsum auf Türkisch, Arabisch, Bosnisch, Tschetschenisch etc. für die jungen Männer so normal und alltäglich ist, dass sie es gar nicht nennenswert finden, oder ob sie tatsächlich vorwiegend auf die österreichischen Medien zurückgreifen. Würde man sich an

der Nennung der konsumierten Printmedien orientieren, wäre die Sprache hier ganz klar Deutsch. Da der Medienkonsum jedoch vorwiegend online stattfindet, lässt sich schwer abschätzen, was hier tatsächlich genau geschaut und gehört wird. Bei näherem Nachfragen erwähnen einige junge Männer, dass sie Fernseh- und Zeitungsnachrichten sowohl aus dem Herkunftsland (ihrem oder dem der Eltern) als auch aus Österreich schauen bzw. lesen. Belal, beispielsweise hält Kontakt mit seiner Kultur über YouTube. Dort konsumiert er:

> **Musik und manchmal Filme … afghanische Filme und auch indische Filme … auch Hollywood-Filme. (Belal, Mhg. Afghanistan)**

2.14 Die Zukunftspläne der Söhne

Die Zukunftspläne der jungen Männer umfassen folgende Eckpfeiler: Berufsausbildung, Familiengründung (inklusive Haus und Auto), Glück, Geld, Friede und Ruhe. Auch eine frühe Pensionierung findet Erwähnung. Als Ort der Idylle wird durchwegs Österreich genannt.

> **Also eher würde ich meine Zukunft, meine Ausbildung und alles das in Österreich planen und in Zukunft will ich ein Leben in Frieden und Ruhe haben ... also Spaß haben. (Tarek E., Mhg. Ägypten).**

An erster Stelle stehen der Schul- und Ausbildungsabschluss, im Idealfall gefolgt von einem Studium. Ein Leben im Ausland scheint nicht reizvoll, Österreich wird als sicheres und ruhiges Land empfunden, in dem man Chancen hat, ein gutes Leben zu führen. Während die autochthonen Österreicher Schule und Studium betonen, heben migrantische Jugendliche die Familie hervor:

> **Persönliche Pläne? Dass ich [eine] Familie gründe in den nächsten zwölf Jahren, sagen wir. Mit 30 sollte ich schon im Leben stehen mit einer Frau, vielleicht mit einem Kind. Und beruflich? – in drei Jahren die Schule abschließen. (Özcan, Mhg. Türkei)**

> **Also ich will – ab dem ich geheiratet habe – will ich [die] Schule fertig machen … also einen besseren Job. Und ja, Familie aufbauen, das ist das Größte, was ich erreichen kann oder erreichen will. (Adam, Mhg. Tschetschenien)**

Als wichtig wird weiters erachtet, über ausreichend Geld für ein gutes und sorgenfreies Leben zu verfügen. Damit könnte eventuell sogar ein eigenes Haus gebaut oder gekauft werden:

> **Also welchen auch immer von den beiden Berufen ich jetzt wählen würde, möchte ich auf jeden Fall genug verdienen, um eine Familie zu gründen. Also dass ich auf jeden Fall mir nicht zu sehr Sorgen machen muss wenigstens. (Elbek, Mhg. Tschetschenien)**

Eine Rolle in der Politik, Kunst oder Kultur will niemand spielen. Diesbezügliche Äußerungen sind eher selten. Ob er im Leben eine (prominente) Rolle spielen möchte, beantwortet Benno so:

> **In der Kunst schon … musizieren halt. Ich will schon einen Kultsong [schreiben] – dann irgendwann –, das wäre auch mein Traum. (Benno, Mhg. Italien/Österreich)**

Große Pläne nennen hauptsächlich migrantische Jugendliche. Und hier sind es vor allem Sportkarrieren, die sie interessieren. Rami träumt von einer Karriere im American Football, für die er „theoretisch" ins Ausland muss:

> **Amerikanisches Football [stell ich mir vor]. Da muss ich theoretisch an eine Universität in Amerika gehen und dort spielen. [….] Ich will ein Sportstipendium bekommen, aber was ich machen will, wenn ich hier noch weiter geh nächstes Jahr ins Gymnasium? Will ich schauen wie es läuft und ich werd dann ein Auslandsjahr für Football machen. (Rami, Mhg. Ägypten)**

Den von Norbert Elias beschriebenen „Aufstiegskanal" „Sport" möchte auch Hamza für sich nutzen:

> **Wie gesagt, ich will Fußballprofi werden, das ist mein ganz großer Traum. Natürlich muss man da bedenken, dass da viele Risiken mit dabei sind, und falls es nicht hinhaut, muss man auch einen Plan B haben, der wäre, etwas im naturwissenschaftlichen Bereich zu studieren, um die Zukunft abzusichern und nicht auf den falschen Weg zu geraten. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Man kann bei migrantischen Jugendlichen zumindest zwei Positionen feststellen. Diejenigen, die die oben nachgezeichneten Aufstiegskanäle nutzen, und diejenigen, die vor „verstopften" Aufstiegskanälen stehen. Das gilt zum gegenwärtigen Zeitpunkt natürlich für alle Jugendlichen – migrantisch oder nicht-migrantisch – für Kinder aus Migrantenfamilien stellt sich die Situation aber noch einmal schärfer dar. Mehli, zum Beispiel, konstatiert auch für sich einen bekannten Missstand:

Aber weißt du, das einzige Problem ist, wenn man in Österreich etwas will und man ist Ausländer oder Flüchtling, dann ist es schwer. Es gibt keine Person, die dir hilft. Du machst Bewerbungen, aber das ist nicht einfach ….weil die Unternehmer, die nehmen die Besten … aber die Leute brauchen Unterstützung. [Mehli, Mhg. Somalia]

Heirat als Teil der Zukunftsplanung ist eher ein Topos unter Migrantenkindern. Das ideale Heiratsalter liegt für sie zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr. Die zukünftige Ehefrau sollte hingegen im Idealfall ein bisschen jünger sein. Nur ein Interviewpartner findet, man solle schon mit sechzehn oder „so jung wie möglich" heiraten. Auf die Frage nach dem Warum führt der in Wien lebende Konvertit an, dass man dadurch Sex vor der Ehe verhindern könne.

Die Zukunftsplanung der österreichischen Jugendlichen zeigt einen sehr geradlinigen Verlauf. Sie sind quasi auf Schiene, ihr Weg ist vorbestimmt: Matura – Studium – Beruf.

Typische Stimmen zur „normalen" Karriereplanung:

Ich möchte einmal die Matura machen, dann möchte ich die Ausbildung als Lokführer machen, und dann möchte ich schauen … vielleicht arbeite ich mich noch weiter hinauf. Aber ich werd mal schauen, dass ich Lokführer werde. (Thomas, ohne Mhg.)

Ich hab vor, dass ich eher in einem Büro oder einer Bank arbeiten will. Eher so in der Richtung wie mein Vater eben. Und ja, sonstige Ziele sind halt eine Familie gründen, ein Haus haben. [ein] Auto fahren … solche Sachen. (Michael, ohne Mhg.)

[Ich] will die Matura machen, dann melde ich mich an für das Physiotherapie-Studium. Man muss immer zwei Pläne haben, weil […] das Psychotherapiestudium [das ich eigentlich anstrebe] nicht so einfach ist [wegen der] Aufnahmequote eben. (Gerhard, ohne Mhg.)

Und mit dem Blick auf die Pension, meint Ferdi, 18 Jahre alt:

Joa, sagen wir mal so: Bis 30, 35 heiraten, dann schauen, wie es mit dem Nachwuchs ausschaut und dann so früh wie möglich in Pension. Das Leben noch genießen … und schnell finanziell aussorgen, wäre auch noch ein Ziel. (Ferdi, ohne Mhg.)

Die Zukunftspläne sind überschattet von Ängsten, die mit sozialen Unsicherheiten jenseits ihrer Lebensgestaltung zusammenhängen. Die Lebensplanung der Jugendlichen orientiert sich natürlich an den subjektiven Wahrnehmungen ihrer gesellschaftlichen Positionierung. Lokal sehen migrantische Jugendliche einen für sie schwierigeren Zugang zum Arbeitsmarkt, global zeichnen sie ein relativ düsteres Bild. „Bald gibt es keine Welt mehr", meint Salih aus Syrien. Er drückt damit nur aus, was viele Jugendliche in unterschiedlichen Schattierungen in Weltuntergangsszenarien kleiden. Folgt man den Gedanken migrantischer Jugendlicher,

dann gehen wir einer düsteren Zukunft entgegen. Persönlich sehen sie „schwarz“ und suchen in drei Varianten nach einer gedanklichen Einordnung: drohender Krieg, diktatorische Weltherrschaft und Weltuntergang.

Die jungen Männer, deren Familien keine österreichischen Wurzeln haben, gehen davon aus, dass es bald einen Krieg geben wird, Zulko geht sogar von einem Atomkrieg aus:

> **[Die Lage ist] gefährlich. Außerdem habe ich gehört [von] irgendwelche[n] Friedensverträge[n] 2020 … also die reden vom Atomkrieg, der alles versaut und so. (Zulko, Mhg. Bosnien)**
>
> **Mittlerweile seh‘ ich schwarz. Ich hab keine [Angst] vor dem Krieg, der kommen wird. Ich glaube es wird ein Krieg kommen. So schaut es derweil aus. (Aras, Mhg. Türkei)**
>
> **[Ich glaube,] dass der Krieg in Europa gemacht wird. Weil ich glaube, diese Kriege werden so weiter gehen, bis der dritte Weltkrieg anfängt. Aber ich hoffe, es kommt nie [dazu]. (Oman, Mhg. Palästina)**

Neben den drohenden Kriegen fürchten die Jugendlichen, dass Terror, Überwachung und Gewalt weiter ansteigen werden. Adil aus Ägypten hat Sorge, dass durch die wachsende Bevölkerung weltweit auch die Armut ansteigen wird:

> **Hm, also ich sage, die Welt wir ja wachsen, es wird ja mehr Armut geben und die Leute werden nichts dagegen tun, so wie jetzt auch. Das stört mich halt. (Adil, Mhg. Ägypten)**

Auch die allgegenwärtige Überwachung, der „gläserne Mensch“, führt zu düsteren Zukunftsszenarien, wie es ein Interviewpartner drastisch formuliert:

> **Also jetzt das [Aufnahme-]Gerät hier, das nimmt mich gerade auf, wie ich rede. Ich denk, das wird noch schlimmer später, dass jetzt in jeder Ecke irgendwo eine Kamera steht und irgendein Aufnahmegerät und das tagtäglich, das uns aufnimmt. Verstehen Sie? Später haben wir keine Freiheit mehr, keine Privatsphäre und so weiter. Ich glaube, ist jetzt eine Theorie wieder [von mir], viele Nationen werden sich zusammentun und irgendwie eine Regierung machen, nicht verschiedene Gesetze, nur ein Gesetz, nur ein Bürgermeister, Politiker, Präsident, was weiß ich, der führt alles. Also ich denk, es entwickelt sich zu einem Diktator. (Aras, Mhg. Türkei)**

Die Bedrohung durch gewalttätigen Extremismus ist vor allem für die muslimischen Jugendlichen ein großes Problem und sie argumentieren nicht aus einer Defensivhaltung, sondern eher aus der Perspektive der persönlichen Verunsicherung und mangelnden Zukunftsperspektive auf individueller aber auch auf kollektiver Ebene.

Die Welt, naja, geht so, weil ich hab das Gefühl, die IS und die anderen Terroristen werden immer größer. Das ist nichts Gutes für die Welt. (Adil, Mhg. Ägypten)

Irgendwann existiert sie nicht mehr. Weil die merkwürdigen Sachen passieren. Der eine haut fast den anderen, die Leute töten sich. Bald gibt's keine Welt mehr. (Salih, Mhg. Syrien)

Es wird sicher wieder einmal alles schön, weil es wieder klappt. Jetzt seh ich schon alles schwarz und dunkel. [– Warum? –] Jeden Tag sterben Menschen. (Elham, Mhg. Ägypten)

2.15 Extremismus und Gewalt: Nähe und Distanz

Der Tenor auf die Frage nach dem so genannten Islamischen Staat (auch als ISIS, ISIL und Daesh bezeichnet) ist eindeutig: es herrscht eine grundsätzliche Ablehnung vor, doch gleichzeitig eine Relativierung in der Ursachenanalyse. Es gibt keine Zustimmung zu den Gräueltaten, aber auch die Tendenz, keine „schnellen Urteile" fällen zu wollen. In der Fachliteratur herrscht Einigkeit darüber, dass es kein Profil des klassischen Jihadisten oder Terroristen gibt. Auch die UN hat keine diesbezügliche Richtlinie vorgegeben. Genauso ist es bei den Jugendlichen. Sie hinterfragen die Etiketten Freiheitskämpfer, Terroristen und Helden. Ein Thema in den Gesprächen ist, dass – je nach Verortung – die einen als Terroristen, die anderen als Helden bezeichnet werden. Das Thema bewegt weniger als erwartet.

Migrantische Jugendliche fühlen sich stärker unter Druck als ihre Kollegen, sich und „ihre Gruppe" zu rechtfertigen, wenn es um dieses Thema geht. Unsicherheiten zeigen sich in der Diskussion, um die tatsächlichen Ursachen der Anschläge vom 11. September 2001 und die geostrategischen und ökonomischen Interessen des Westens an den Kriegen im Nahen Osten. Für die Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind diese Probleme nicht theoretischer Natur, sie müssen sich damit beschäftigen, ob sie es wollen oder nicht. Und bei dieser Beschäftigung haben sie offensichtlich wenig Unterstützung und kaum Erklärungslinien, um sich mit diesen Fragen kompetent auseinander zu setzen. Für die Jugendlichen ohne Migrationshintergrund sind der IS und die Terroranschläge nicht Teil ihres realen, sondern eher medialen Alltags.

Die Frage nach dem Phänomen „Islamischer Staat" ruft die unterschiedlichsten Reaktionen hervor. Das Hauptkriterium nach dem der IS abgelehnt wird, ist seine Inkompatibilität mit den Lehren des Koran. Die migrantischen Jugendlichen muslimischen Glaubens (alle anderen äußern sich dazu nicht), sind sich einig, dass der Koran das Töten verbietet. Die beliebteste

Formel, das auszudrücken, lautet: „Tötest du einen Menschen, tötest du die ganze Menschheit“. Die Islaminterpretation des IS wird in seinen Auswüchsen als abweichend von der wahren Lehre kritisiert. Durch Vergleiche mit anderen Verbrechen der Weltgeschichte, wird er aber auch wieder relativiert. Und überhaupt, man misstraut den Videos und Berichten, die über den IS verfasst werden, wie übrigens auch den Videos, die der IS selber produziert.

Bei den autochthonen Jugendlichen herrschen knappe Urteile vor: Der IS bzw. die Menschen, die ihn unterstützen, werden als „blöd“ und „krank“ abgetan.

Die Unterschiede zwischen migrantischen und nicht-migrantischen Burschen lassen sich am besten durch den Begriff der „Betroffenheit“ erklären. Für autochthone Österreicher ist der IS ein abstraktes Phänomen, eine weitgehend abstrakte Bedrohung, es sei denn ein Sprachenurlaub der Schule wird aufgrund eines aktuellen Terroranschlags in Europa abgesagt. Kurt bezweifelt den „Willen“ des Westens zur Beendigung von ISIS etc. Wir (der Westen) sind (waffenmäßig) stark genug dafür.

Man kann die Äußerungen der Jugendlichen dazu auf einen gemeinsamen Nenner bringen:

> **Ich denke, die Leute dort sind nicht normal. Das sind halt keine Muslime. Ich find‘s auch nicht normal, dass sie Leute dort enthaupten, obwohl es laut unserer Religion verboten ist, andere umzubringen, also strengstens verboten. (Adil, Mhg. Ägypten)**
>
> **Also diese ISIS, das sind Ungläubige, und Allah wird ihnen eine Strafe geben. Weil man sagt wer Menschen tötet, hat die ganze Menschheit getötet. (Achmud, Mhg. Ägypten)**

Je größer die Nähe zu Jugendlichen, die in den Dschihad aufgebrochen sind oder davon schwärmten, desto differenzierter fällt das Urteil aus. Die persönliche Bekanntschaft macht es schwer, sie zu verurteilen, weil man sich an deren positive Seiten erinnert und annimmt, dass sie aus Idealismus nach Syrien gegangen sind. Adam ist sich des kontroversiellen Inhalts durchaus bewusst, offensichtlich der Grund, warum er seine ausführliche Darstellung kontradiktorisch mit Floskeln wie beispielsweise „ich sage nichts“ abschwächt.

Früher hatte ich viel mit solchen Leuten zu tun, […] die dort [Syrien] hingegangen sind. Ich hatte viel zu tun mit ihnen und viele Freunde sind gestorben. [….] Ich sage nicht, dass alle Menschen dort gut sind, aber ich kannte gute und ich denke, [es] sind auch gute Menschen […] dort dabei. Ich rede nicht mehr darüber, weil ich bin der Meinung, dass diese Leute den Islam unterstützen wollen indem sie gegen Assad [kämpfen]. Nicht nur sie, sondern auch jede Politik, jede Armee, jeder Soldat macht Fehler. Es gibt nicht Menschen ohne Fehler. Amerika, Deutschland ... die töten täglich Menschen und es wird nie über sie geredet. (Adam, Mhg. Tschetschenien)

Die persönliche Geschichte, die bei den tschetschenischen Migranten viel stärker als bei allen andern mitspielt, zwingt zu pointierteren Äußerungen. Adams Bruder Stepan bringt die Weltpolitik bzw. die treibenden Weltmächte, die mit-ursächlich hinter dem Terror stünden, ins Spiel. Adam knüpft sofort an:

Nicht der wahre Terrorist wird als Terrorist bezeichnet, sondern nur der, der nach Scharia lebt. […] In den Medien … du siehst nur IS, IS, IS. Aber gegen Russland, Amerika sagt niemand [was], […] sie müssen sich nicht einmal entschuldigen, weil sie töten [ja] Terroristen. Sie töten [aber] nur Zivilisten! [….] Wenn man Amerika nicht als Terroristen sieht, wieso sollte man dann die [vom IS] als Terroristen sehen?! Das ist meine Meinung. (Adam, Mhg. Tschetschenien)

Für einige der Jugendlichen, auch solche ohne Migrationshintergrund sind dabei, stehen gewissermaßen „unbeantwortete Fragen“ im Raum, die das aktuelle Geschehen im Irak und in Syrien relativieren. Für die Muslime hingegen, steht die Befürchtung im Vordergrund, dass sie mit Terroristen gleichgesetzt werden. Dieser Definitionsgefahr treten sie entschieden entgegen, indem sie auf die unglückliche Rolle und die Verstrickungen Amerikas, Frankreichs und Deutschlands in die Politik des Nahen Osten und gleichfalls die Involvierung der Russen in Tschetschenien hinweisen.

Ein Londoner Richter hätte die Scharia als legitime Lebenseinstellung anerkannt, und so stellen Adam und Stepan ein Modell in den Raum, wie das Problem in den Griff zu bekommen wäre:

Statt Millionen zu finanzieren, um sie nicht [nach Syrien] gehen zu lassen, sollte man sie einfach gehen lassen. Weil dieses Spionagezeug der Polizei ist nicht billig [und man hat außerdem] keinen Nutzen davon. Aber es ist keine Straftat, unter Scharia leben zu wollen. (Stepan, Mhg. Tschetschenien)

Selbsthinterfragung ist ein ständiger Begleiter unter (muslimischen) Jugendlichen. Man spürt das Bedürfnis, alles daran zu setzen, nicht falsch verstanden zu werden, weshalb auch zum Positiven hin korrigierende Bilder und Episoden aus dem Leben spontan geäußert wurden:

> **Und da stand einer [ein] paar Tage nach [den Attentaten in] Paris mit dem Koran und da kommt ein Deutscher und sagt: „Ihr Muslime, ihr habt Unschuldige getötet!“ Und darauf sagt der Muslime „Ja, ihr habt sechs Millionen Juden getötet!“ Und dann sagte der Deutsche: „Was habe ich mit den Juden zu tun?“ – und dann sagte der Muslime: „Was habe ich mit denen dort zu tun?“(Adam, Mhg. Tschetschenien)**

Der Rechtfertigungsdruck erzeugt wahrhaftig skurrile Argumente. Sie zeigen aber nichts weiter auf als die besondere Situation, in der Migranten leben. Mit einer Sprache operierend, die sie teilweise noch nicht beherrschen und mit Argumenten versehen, die aus einem religiösen Regelwerk stammen, von dem wiederum der Mainstream nur geringste Kenntnis hat. Ein Argumentationspingpong könnte leicht heitere Züge annehmen, wenn man Stepans Standpunkt bedenkt:

> **Wenn einer mir […] eine Ohrfeige gibt, werde ich nicht da stehen und sagen: „Danke dafür!“, ich würde ihn zurückohrfeigen. Verstehen Sie? (Stepan, Mhg. Tschetschenien)**

Hier nun könnte die Diskussion über Christentum und Islam in die nächste Runde gehen. Die Idee einer Werteschulung kommt vermutlich aus Beobachtungen, wie sie sich hier zeigen. Migrantische Jugendliche leiden unter dem Generalverdacht. „Er beschuldigt seine Religion und gleichzeitig auch ihn“, meint Stepan mit Blick auf die Salafistenszene, während nicht-migrantische Jugendliche sich vor unangemessenen Reaktionen fürchten. Kurz gesagt: sie würden zwar auch nicht die „andere Wange“ hinhalten, zurückschlagen aber auch nicht.

In keinem der befragten Fälle gab es eine eindeutige Deklaration selbst ein „Kandidat für den Jihad zu sein“. Allerdings gibt es punktuell die Idee unter islamischem Gesetz leben zu wollen und eine gewisse Einsicht, sich gegen die politische Hoffnungslosigkeit in Syrien behaupten zu müssen.

Der IS weckt einen langsam aufkommenden Zweifel. Elbek schwankt zwischen einem Islamischen Staat, der Aufgabe dieses Projektes und der Rettung desselben durch Gelehrte:

> **[I]ch will auch einen Islamischen Staat, wo mit [der] Scharia regiert wird und alles … aber ganz ehrlich, wenn all diese Fehler in der Scharia sind, dann funktioniert das nicht. Aber das ist es ja nicht. Ihnen mangelt‘s sehr an Gelehrten, die wirklich was verstehen von einem islamischen Staat oder wissen, das gehört so und das so. [....] Ich verstehe die Leute, die sich das wünschen, aber die Methoden, die sie einsetzen, nicht. (Elbek, Mhg. Tschetschenien)**

Die meisten Jugendlichen hegen keinerlei Illusionen. Zum IS laufen Menschen, die aus nicht sehr schmeichelhaften Gründen „in die Falle getappt [sind]“ (Aras, Mhg. Türkei). Man weiß

nur zu gut, wie das funktioniert: man sucht – noch relativ unbedarft - Kontakt, bekommt eine Gehirnwäsche, wird zur Konversion eingeladen, falls man Ungläubiger ist und wird dann in die nächsten Pläne - die Reise nach Syrien in den Dschihad inklusive aller Versprechungen - eingeweiht. Was einen dort erwartet, ist nach Ansicht der Jugendlichen wenig erfreulich. Laut Aslan „machen [sie] wilde Sachen“, die an deren Normalität zweifeln lassen.

Schärfere Urteile stammen von Burschen ohne Migrationshintergrund und sie verweisen die Motive in die pathologische Dimension und nennen „Schwachsinn“ bis „Trottelhaftigkeit“. Thomas „sorgt“ sich um die Unverhältnismäßigkeit der Mittel und meint:

> **Völliger Schwachsinn! Das ist ein Himmelfahrtskommando. Das sind Leute, die haben noch nie mit einer Waffe geschossen und dann kämpfen sie gegen Elitesoldaten. Die werden abgeschlachtet wie nichts. (Thomas, ohne Mhg.)**

Alfred hingegen verweist auf eine falsche Schlussfolgerung. Obwohl von Perspektivlosigkeit geplagt, würden sie doch „Volltrottel“ sein, dort hin zu ziehen.

> **Ja, Volltrottel (lacht). Naja, es ist so. Ich denk mir, das sind einfach Leute, die keine Perspektive haben im Leben und sich leicht beeinflussen lassen und dorthin gehen, um zu kämpfen für etwas wo sie nicht einmal wissen, ob es das überhaupt gibt [....] Wollen einfach wo dazugehören. (Alfred, ohne Mhg.)**

Doch diese Dummheit ist nicht nur Ungebildeten vorbehalten.

> **Da ich weiß, was für Leute gehen, also gebildete, studierte Leute da hingehen, kann ich nur einfach sagen, wie dumm die Menschheit ist, um so etwas zu machen. (Michalek, Mhg. Polen)**

Die individuelle Dummheit einzelner scheint gepaart mit einer kollektiven Zugkraft. Einige Jugendliche heben die Diskussion auf ein globales Niveau und denken über die Menschheit insgesamt nach. In einer solchen zweiten Variante zweifeln sie gleich an der gesamten Menschheit:

> **Ich kann‘s mir irgendwie nicht vorstellen, wie wir […] Menschen es dazu kommen lassen, dass so etwas entsteht. [....] Es dürfte sowas nicht passieren, überhaupt heutzutage. [....] Wir sind halt mittlerweile zu gemeinsamen Erdbewohnern [geworden]. (Károly, Mhg. Ungarn)**

Aus allen Antworten geht ein gewisses Unverständnis hervor, was da im Nahen Osten mit dem IS passiert und warum die Ideologie auch bei uns junge Menschen anspricht. Die meisten Jugendlichen haben keinerlei Ambitionen für ein derartiges Abenteuer. Sie bleiben

auf Distanz zu den Geschehnissen. Es ist weder ihre reale Welt noch ihre Gedankenwelt. Einige Jugendliche fangen mit dem Thema deshalb auch nichts an.

> **Wie gesagt, ich hab da nicht so viel Ahnung davon. Ich weiß nur, dass die viel protestieren. Ich weiß aber nicht gegen was. (Moritz, ohne Mhg.)**
>
> **Ich weiß nicht, was man darüber denken soll, weil ich weiß nicht, was dort vorgeht. Ich kann auch nicht den Medien alles abkaufen, aber ich kann auch nicht sagen, dass das nicht stimmt. Deswegen bin ich mehr in der Mitte (Zulko, Mhg. Bosnien)**
>
> **Ich weiß nicht, was ich darüber denken soll, ich meine, ich kann nichts wirklich dazu sagen, ich kenne mich da nicht aus. Und das, was ich gehört habe, ist einfach nur schrecklich. (Benno, Mhg. Italien)**

Wir haben gesehen, die Frage nach dem Phänomen „IS“ ruft je nach sozialem Background unterschiedliche Antworten hervor, allerdings mit einer bedeutsamen Gemeinsamkeit: keiner der Jugendlichen hat eine tiefere Kenntnis über die Vorgänge in der Region zur Verfügung. Ihre Einstellungen schwanken zwischen Verwunderung, Unglauben und Angst. Das alles wird relativ gut von Baki erfasst:

> **Es ist wirklich unglaublich, eigentlich, wie sehr Chaos und Wahnsinn Menschen aus anderen Kulturkreisen anziehen. Also es ist wirklich beeindruckend eigentlich schon und fürchterlich gleichzeitig, was ein getarnter Glauben ausrichten kann und die Welt in Angst und Terrorpanik versetzt. Aber generell, IS, finde ich, ist halt ein durchgeknallter Haufen, der nur die Welt brennen sehen will. Und ich finde es einfach eine Unverschämtheit, dass man da nicht eingreift. Und zu Recht haben die Menschen auch Angst davor. (Baki, Mhg. Albanien)**

2.16 Pull Faktor Jihad

Zwei wesentliche gedankliche Zugänge zeigen die Jugendlichen zum Phänomen des Jihad: Unverständnis und Ringen um Erklärungsversuche. Es ist aber bemerkenswert, dass sie über offensichtliche Klischees nicht hinauskommen. Vielleicht sind es – abgesehen von den fatalen Folgen – eben tatsächlich banale Gründe, wenn Jugendliche sich dem IS anschließen: an erster Stelle nennen die Befragten individuelle Orientierungslosigkeit.

> **Schauen Sie, es gibt Gruppen in Wien, […] die mit ein paar Jugendlichen reden, ab diesem Zeitpunkt beginnt schon die Gehirnwäsche. Die sagen so: „Kommt“, und die konvertieren dann zum Islam. Danach sagen sie das, das, das … wir haben Pläne dort, dies, das. Danach gehen sie [….] dann illegal dort hin und […] sind gefangen. Wenn sie flüchten, werden sie umgebracht, sie können nichts mehr machen. (Achmud, Mhg. Ägypten)**

Gehirnwäsche ist eine beliebte Metapher, sich den unerklärlichen Vorgang der Rekrutierung für den IS zu erklären. Als der Interviewer den Vorgang der Hirnwäsche anzweifelt

(angenommen, da ist noch nichts vorhanden, was gewaschen werden könnte), antwortet Achmud bestimmt:

> **Oh doch, die machen Gehirnwäsche. Die sind Experten darin. Du gehst dort hin wie […] ein ganz normaler Jugendlicher, der Gedanken hat, [aber] sie löschen es auf ihre eigene Art, und […] die sind dann gesteuert, sie können nichts mehr machen. (Achmud, Mhg. Ägypten)**

Erklärungen unter Zuhilfenahme rätselhafter Vorgänge sind ein Teil der Verdrängungsmechanismen, die beim gewalttätigen Extremismus verbreitet sind. Solange etwas unerklärlich ist, so lange ist man auch vor Eigenverantwortung geschützt.

Zurück zur Hauptfrage: Wer fällt nun nach Ansicht der Jugendlichen in diesen Trichter? Es sind Jugendliche, denen Gleichaltrige mit einer gewissen Verachtung begegnen. Die unmittelbare Reaktionsform sind persönliche Diffamierungen der „Verführten". Auch deren Familien werden zur Verantwortung gezogen und potentiell Entwicklungsdefizite.

> **Ja, wie soll ich es erklären? Wenn sie mal nicht das erreichen, was sie erreichen wollen, und mit sich selber unzufrieden sind, dann glauben sie halt, dass das die Notlösung ist. [....] Ich glaub nicht, dass das politische Probleme sind, sondern einfach eher eigene Probleme [...] suchen halt einen Ausweg. (Edin, Mhg. Mazedonien)**

Hamza ist einer der wenigen, der sich mit der Problematik im Rahmen eines Schulprojekts befasst hat, und bemüht sich, konkrete Gründe anzuführen. Zunächst beschreibt er die bewusste Ebene:

> **Ich denke, dass ein entscheidender Faktor diese Hoffnungs- und Planlosigkeit ist. [….] [Das waren Jugendliche], die keine Schule hatten, keine Lehrstelle hatten, [die] zu Hause gehockt sind und aufgrund dessen falsche Informationen bekommen haben und radikalisiert worden sind. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Interessanterweise geht Hamza einen Schritt weiter und deutet einen irrationalen – im eigentlichen Sinn aber unbewussten Vorgang an: Jihadisten innerhalb des IS sehnen sich „nach einer Gruppe, die sie aufnimmt, [und] nach Geborgenheit. [Und] es gibt sicherlich auch Jugendliche",

> **denen ihr Leben schon egal ist, weil sie alleine eh nichts mehr auf die Reihe bekommen … was schlimmer sein kann als der Tod. Sie gehen dort halt dann zum Sterben hin. (Hamza, Mhg. Afghanistan)**

Tatsächlich klingt Syrien wie ein Versprechen, auch in der Analyse autochthoner Österreicher, wenngleich sie es wie Simon mit Zynismus ausdrücken:

Wenn sie das glücklich macht, sollen sie es machen. […] Wenn man nicht nach Glück strebt, dann hat man kein Lebensziel mehr. (Simon, ohne Mhg.)

Es gibt auch Stimmen, die das Problem mit der Elternbeziehung der Jungen in Zusammenhang bringen. Norbert gibt ein Beispiel aus seiner unmittelbaren schulischen Umgebung wieder.

Sind eh meistens die Eltern das Problem. [….] Weil [die Kinder von ihnen] wegwollen, weil die Eltern nicht erziehen können oder sowas. [….] [Ein Beispiel] von der Fachmittelschule, wo ich am Ende jetzt war. Das war eine normale Österreicherin und die hat halt dann plötzlich, von einem Tag auf den anderen ein Kopftuch an und wollte halt mehrmals in den Jihad abhauen. [Wir haben gedacht], dass sie verrückt ist. [Und] weil in ihrer Familie viel schief gelaufen ist ... weil ihre Mutter sie nicht wollte, und dann war sie in so einer Wohngemeinschaft drinnen und von da an hat es sich immer verschlimmert mit [dem] Kopftuch und der Religion. [….] Sie ist nicht dorthin gekommen, aber sie war schon verlobt mit irgendeinem dort drüben, aber sie hat es nicht geschafft, rüberzukommen. (Norbert, ohne Mhg.)

Der elterliche Einfluss steht ganz oben auf der Ursachenliste für die Abreise, gefolgt von sozialen Diskriminierungen. Der Jihad wird als kompensatorischer Akt gesehen, der die verletzte Würde wieder herstellt.

Ich glaube, dass die das machen, weil sie […] ausgeschlossen werden oder ausgegrenzt. Wie bei diesem Deutschen, der in den Jihad gezogen ist. Wenn man sieht, wie der früher war als Jugendlicher, da hätte ich gedacht, dass der sicher gemobbt oder ausgegrenzt [wurde]. Und das sind dann genau solche Fälle, die sich dann denken: „Ich ziehe jetzt wohin, wo ich respektiert werde [und] eine Machtposition erlangen kann, […] beweisen kann, dass, wenn ich dort Menschen erschieße, […] Respekt bekomme.“ (Laurenz, ohne Mhg.)

Es werden keine wirklichen Gründe angeführt, die das Problem des „Jihad“ in irgendeiner noch so verqueren Weise gut heißen, aber die Erklärungsversuche stoßen rasch an Grenzen. Dann sprechen die Jugendlichen gerne von einer „meschugge“ Aktion, weil „ihnen 15 (sic) Jungfrauen versprochen [werden]“ (Ferdi, Österreich) und von „fehlgeleitetem religiösem Idealismus oder […] Ehrgeiz“ (Alex, Österreich). Häufig merkt man Muslimen wie Nicht-Muslimen die fehlende Kenntnis über die tatsächliche Lehre des Islam an. Die Jihadisten geraten demnach aus Unwissenheit in eine gefährliche Lage. Autochthone Österreicher stellen es als Tatsache fest, wie Fritz in seinem Statement:

Ich denke, die Hälfte der Leute, die in den Dschihad zieht, hat keine Ahnung vom Islam, wollen einfach nur dazugehören. Ich glaube das ist denen das Wichtigste. (Fritz, ohne Mhg.)

Muslimische Jugendliche betonen darüber hinaus die Pflicht zur „Information" über den Islam. Auch aus ihrer Sicht fehlt ein ausreichendes Wissen. Österreicher machen hier keine weiteren Vorschläge, sie lassen es dabei bleiben. Migrantische Muslime hingegen machen Vorschläge, wie dieser Missstand behoben werden kann.

Ich hab' gelernt […], man sollte vor dem Jihad über den Islam sehr viel wissen. Ich kann jetzt z.B. nicht gehen und auf einmal sagen: „Ich mach Jihad" – obwohl ich gar nichts über den Islam weiß. Ich muss erst überhaupt beten alle fünf Gebete […] und ich muss mich sehr gut informieren und das meiste im Islam wissen, bevor ich was anfange. (Tarek, Mhg. Ägypten)

Wenn wir uns jetzt die „Diagnosen" angesehen haben, wie sieht es mit der Therapie aus? Hier kommen die Vorschläge ausschließlich von muslimischer Seite. Hamza gibt einen Abriss sinnvoller Maßnahmen, warnt aber auch vor Information von falscher Seite. Folgen wir Hamza in seiner Argumentation:

Man kann das nur verhindern, indem man mit den Jugendlichen Kontakt aufnimmt, mit den Eltern Kontakt aufnimmt, wenn Eltern schon eine Veränderung bemerken, dass die Hilfe einschalten, dass man sich mit den Jugendlichen genauer befasst und ihnen dieses Gefühl der Geborgenheit gibt. Das fehlt den Jugendlichen einfach. (Hamza, Mhg. Afghanistan)

Als nächstes schlägt Hamza vor, (muslimische) Experten zu Wort kommen zu lassen. Es scheint durchaus plausibel, was er dazu zu sagen hat.

Muslime, die sich mit ihrer Religion wirklich gut auskennen, sollten als Aufklärer dienen, die sagen können, wo die Beweise dafür liegen, dass das nicht richtig ist, was die dort machen, und dass das nichts mit der Religion zu tun hat. [….] Inkompetente Leute sollten nicht herkommen und darüber reden, weil sie dann falsches Wissen vermitteln, wenn sie nichts über die Religion wissen und sich auch nicht wirklich mit dem Thema befasst haben. Es ist ein ernstzunehmendes Thema und das sollte nicht mit Spaß behandelt werden. (Hamza, Mhg. Afghanistan)

Hamzas Schlussfolgerung würden wir jedoch sehr bezweifeln. Es ist gerade die Auseinandersetzung mit der Außensicht auf den Islam, die gesucht werden muss. Da mögen falsche Vorstellungen aufkommen, in einer Demokratie sollte es aber möglich sein, die Dinge wieder richtig zu stellen. Eine typische Abwehrstruktur baut Hamza mit dem nächsten Satz auf:

Zum Beispiel waren Eltern von Mitschülern da, die sich gedacht haben, sie können darüber reden, aber das fand ich überhaupt nicht in Ordnung, weil falsches Wissen übermittelt wurde […] vor 700 Schülern. Das regt einen als Muslim halt auf, dass jemand anders Blödsinn erzählt. Das waren keine Moslems und die haben sich auch nicht richtig mit dem Thema befasst. Es ist aber schon sehr wichtig, dass ein Moslem darüber spricht, weil die islamische Gesellschaft davon sehr stark betroffen ist. Andersgläubige werden da halt nicht so ernst genommen wie ein Moslem. (Hamza, Mhg. Afghanistan).

Kontaktaufnahme als erste Stufe zur Prävention, wie sie von Hamza genannt wurde, hat auch Michalek miterlebt. Sein Beispiel zeigt sehr gut, wie Kontakt immer auch Information bedeutet. Diese mag nicht immer angenehm sein, kann einen auch ratlos zurück lassen, dennoch ist sie ein erster und wichtiger Schritt, dem niemand ausweichen sollte.

[Es hat] einer so IS-sympathische Äußerungen gemacht. Da hat man ihn halt darauf angesprochen. Der hat gesagt, er fühlt sich einfach nicht akzeptiert in dieser Welt, also in der jetzigen, in seiner Schule. Und das, obwohl alle gesagt haben, dass sie nichts gegen ihn haben. [Es stellte sich heraus] dass seine Religion nicht akzeptiert wird, dass er ausgeschlossen wird. (Michalek, Mhg. Polen)

Ein weiterer Gesprächspartner, Mehli aus Somalia, spricht ein Problem an, das häufig übersehen wird: Probleme beginnen lange bevor wir sie wahrnehmen. Man muss gewissermaßen verhindern, was sich noch gar nicht als verhinderungswürdig zeigt. Das übliche Wort dafür heißt „Prävention“. Mehli meint dazu:

Man muss vorher schauen, dass viel Betreuung gegeben wird, dass in der Schule die älteren zusammenarbeiten. Wenn jemand Probleme hat mit Sprache, dass es Hilfe gibt. Und die islamischen Leute in Europa unterstützen, dass die jungen Leute den guten Weg nehmen. Es gibt hier die islamischen Gelehrten und die Schule ist hier, die müssen zusammen arbeiten. Dann kann man diese jungen Leute ablenken. (Mehli, Mhg. Somalia)

2.17 Wenn der Prophet Mohammed beleidigt wird …

Wie nicht anders zu erwarten, ist das Spektrum der Antworten weit gestreut. Je nach ethnischer und religiöser Zugehörigkeit variiert das Bestrafungsbedürfnis für Beleidigungen des Propheten Mohammed. Die Beurteilungsbasis wird allerdings von der unterschiedlichen persönlichen Betroffenheit bestimmt: Für Muslime handelt es sich bei Mohammed um „ihren“ Propheten.

Bevor wir auf die einzelnen Antwortmuster eingehen, zunächst eine bezeichnende Gesprächsvignette, ein kurzer Dialog mit dem 16jährigen Alexander, ein Maschinenbau-Lehrling, der bei seinen Eltern in einer Kleinstadt in der Nähe Wiens lebt.

[Den Propheten Mohammed, kennst du den?] – Nein, eigentlich nicht. [Gewissermaßen der Jesus von den Muslimen…] – Okay, also eigentlich, okay. [Hast du auch schon gehört, dass der beleidigt wurde?] – Habe ich noch nicht gehört, nein. [Paris, Dänemark…?] – Ah, das habe ich gehört, das in Paris, das habe ich gehört mit dem, ja genau. (Alexander, ohne Mhg.)

Migranten und Nicht-Migranten, aber auch Muslime und Nicht-Muslime handeln das Thema unter dem Oberbegriff „Meinungsfreiheit" ab, greifen aber jeweils zu völlig anderen Begründungen. Baki, selbst Muslim hält mit seiner Antwort ein Plädoyer für Meinungsfreiheit und stellt sich gegen anmaßende Einflüsse der Religionen:

Nein, also ich finde, dass die Menschen schon alles sagen dürfen, was er findet, was ausgesprochen gehört. Und es gehört für mich zur freien Meinungsäußerung und ich find's schon unglaublich, wie viel Einfluss Religion hat. Also dass sie das wirklich schon schafft, den Menschen den Mund zu verbieten und ich hab damit kein Problem, wenn jetzt irgendwer beleidigt wird. (Baki, Mhg. Albanien)

Wenn sich Institutionen in die Belange des Staats drängen, und wenn Staat und Religion nicht getrennt sind, dann sieht auch der Burgenländer Fritz eine logische Konsequenz, wie sie sonst eigentlich nur bei Muslimen genannt wird: Wo der Islam bzw. die Religion den Staat bestimmen, da sollte auch deren Gesetze übernommen werden – wenngleich sich Fritz persönlich etwas anderes wünscht:

Das kommt eben darauf an, ob der Staat in die Religion eingebunden ist. Dann würde man natürlich sagen, es muss bestraft werden. Ist das nicht so, dann ist das Meinungsfreiheit, und [ein Karikaturist] kann machen was er will. Ich würde ehrlich gesagt keine Strafe geben, glaub ich. (Fritz, ohne Mhg.)

Ferdi denkt an das Spezifikum von Karikatur, das im Falle von Charlie Hebdo durch die Terroristen und ihre Sympathisanten nicht begriffen wurde. Karikatur verlangt ein bestimmtes kulturell genormtes Reaktionsmuster, das leider ignoriert wird. Er unterscheidet dabei zwischen künstlerischer Arbeit und politischem Missbrauch, letzteren lehnt er ab und will ihn daher bestraft sehen.

> **Karikatur ist ja Meinungsfreiheit, [und] man sollte auch ein bisschen über sich selber lachen können [....] und nicht gleich gewalttätig agieren. [...] Wenn es von einem Künstler ist, der seine Meinung sagt, dann ist es okay, [....] aber wenn man jemanden [damit] politisch aufhetzen will, da gehört dann schon durchgegriffen. Wenn es Politiker machen, dann suspendieren vom Amt, [und Privatpersonen] würde ich die Meinung sagen. (Ferdi, ohne Mhg.)**

Gleichermaßen gibt es aber ein vernachlässigtes Reaktionsmuster – nämlich Respekt vor dessen Regeln – wenn es um den Islam geht. Nach Ansicht Gerhards hätte man wissen können, dass

> **man Mohammed nicht abbilden darf. Und wenn man [ihn] trotzdem abbildet, dann hätte man irgendwie damit rechnen müssen, dass irgendwas zurückkommt. Dass so etwas Großes zurückkommt, hat ja keiner ahnen können. Aber Strafe? – weiß ich nicht so richtig, weil Meinungsfreiheit ist es trotzdem noch bei uns. (Gerhard, ohne Mhg.)**

Nicht-Migranten sprechen von Meinungsfreiheit, während Migranten muslimischen Glaubens sich auf islamische Vorgaben berufen. Da kann die Meinung vorkommen, dass unter gewissen Voraussetzungen die Todesstrafe befürwortet wird – etwa in einem islamischen Staat –, auf keinen Fall allerdings in Österreich. Dagegen sind alle.

> **Hier in Europa kann man nichts machen, aber in Afghanistan schon. [….] Aber ich kann nichts machen, das müssen die Politiker machen. [….] Was der Staat macht und Islam sagt ist besser. (Belal, Mhg. Afghanistan)**

Belal drückt eine Haltung aus, die sich vollkommen an den Vorgaben von Autoritäten orientiert: Staat und Islam. Das kommt bei anderen muslimischen Migranten auch vor, nicht aber in dieser knappen, pragmatischen und vollkommen unphilosophischen Weise. Die meisten haben das Bedürfnis, ihre Ansichten näher zu erklären und zu begründen. Ein „Bekenntnis“ gegen Gewalt und für den (demokratischen) Staat legt auch der Konvertit Saul ab:

> **Aber überhaupt in Österreich hab ich gar nichts zu sagen, was richtig oder falsch ist, das muss der Staat hier machen. [….] Auf jeden Fall nicht töten. (Saul, ohne Mhg., Konvertit)**

Einen strengen, islamgeleiteten Blick haben Adam und Stepan, ein Brüderpaar aus Tschetschenien. Wir geben ihre Antworten wieder, doch werden sie von niemandem sonst unter den Befragten in dieser Konsequenz geteilt. Adam dazu:

Also vom Islam aus [gesehen] können wir eine Bestrafung nicht [erlassen]. Weil du [aber zum Beispiel in Österreich] lebst, ist es nicht so, dass du verpflichtet bist, sowas zu machen. [….] Aber eigentlich […] müssen [wir den Propheten] mehr lieben als unsere eigenen Eltern. Und wenn er beleidigt wird, [gilt] im Islam die Bestrafung [mit dem] Tod. (Adam, Mhg. Tschetschenien).

Sein jüngerer Bruder ergänzt mit einer pragmatischen Sicht auf die Dinge:

Wir leben hier nicht unter Scharia, deswegen also ist es entschuldigt. […] Wenn ich hier jemanden umbringe, der den Propheten Mohammed beleidigt, dann komme ich lebenslang ins Gefängnis. Was hat das für einen Nutzen für mich?! (Stepan, Mhg. Tschetschenien)

Die Regeln und das Denken in diesen Bahnen sind klar vorgegeben. Nicht in allen Fällen zwingt das zu einem persönlichen Eingreifen, aber die Person des Propheten bleibt immer zentral, seine Ehre ist gleichzeitig die jedes einzelnen Muslims und jede Beleidigung muss daher aus einem persönlichen Anliegen heraus sanktioniert werden.

Wenn man den Propheten beleidigt bei uns, dann ist das so wie wenn man unsere Ehre beleidigt. Das ist halt was Großes. (Sofian, Mhg. Bangladesch)

Doch die Varianten sind auch hier wieder vielfältig. Sie reichen von Allahs Strafe bis zur Geldstrafe, kennt (moralische) Ermahnungen und schlichte Ignoranz. Letztere Version geht direkt auf Mohammeds Vorbild zurück, wie der 14jährige Zulko zu berichten weiß:

[I]n der Moschee hat einmal der Sprecher gefragt: „Was würde Mohammed tun, wenn er in unserer Zeit leben würde und er würde das sehen?“ Dann haben manche gesagt, er hätte gegen sie gekämpft und so weiter. [Aber der Sprecher] hat gesagt: „Nein, wahrscheinlich hätte er es einfach ignoriert! Es gibt ja auch Hadithe, wo ein Mann an ihm vorbeiging und ihn beschimpft und so weiter … und er hat ihn einfach ignoriert, dann hat [der andere] irgendwann aufgehört.“ (Zulko, Mhg. Bosnien)

Die Position, in der Allah straft, drückt am besten Achmud aus, indem er auf die Bedeutung Mohammeds als Vorbild für jeden hinweist, die Strafe dabei aber Allah überlässt.

Schauen Sie, der Prophet, ihn sollte man als Vorbild nehmen, als Vorbild. Das ist auch eine Hetze gegen die Muslime. Also könnte ich jetzt zum Beispiel von Jesus, Jesus ist auch ein Prophet, könnte ich eine Karikatur zeichnen, ihn lustig darstellen. Aber bei uns ist das verboten. Und Allah weiß, die bekommen fix dann eine Strafe von Allah. (Achmud, Mhg. Ägypten)

Es gibt natürlich auch Positionen, die jenseits aller Dogmatik liegen und bei aller Irritation der Beleidigungen auch ein Spiel der freien gesellschaftlichen Kräfte zugelassen sehen möchten. Elham argumentiert mit Grundrechten und, wenn notwendig, mit interreligiösen Gesprächen:

Für Strafen [bin ich] nicht, aber das [mit den Karikaturen] nervt uns halt, weil das ist unsere Religion. [...] Ich hab' immer gesagt, in Europa sind alle Religionen akzeptiert, also müssen auch die anderen uns nicht ärgern damit. [...] Sie sollten nicht bestraft werden, man sollte mit ihnen reden. (Elham, Mhg. Ägypten)

Das Thema ist ein internationaler Dauerbrenner (beginnend mit dem dänischen Karikaturenstreit 2005) und flammt immer wieder auf – zuletzt mit tragischen Konsequenzen in Paris 2015. Jeder von uns war in der einen oder anderen Form schon einmal zur Stellungnahme gezwungen. Manche möchten sich der Frage entziehen und vermeiden eine klare Stellungnahme. So wie Rami schaffen sie das Problem mit einem witzigen Argument aus der Welt:

Es gibt kein Foto von Mohammed, also kann man ihn eh nicht beleidigen. Also, wenn das jemand [behauptet], sag ich: „Jaja, es gibt eh kein Foto [von ihm]." (Rami, Mhg. Ägypten)

Was Rami mit Witz bewältigen möchte, versucht Öczan mit „aufklärerischen" Ideen:

[Die Karikaturen…] das ist für mich Humor. Und Humor sollte man im 21. Jahrhundert besitzen, auch wenn es heißt, den [Propheten] soll man nicht [abbilden] (Öczan, Mhg. Türkei)

Bei Muslimen ist der Vergleich beziehungsweise die Gleichsetzung von Mohammed und Jesus in Belangen des Respekts recht beliebt. Alles läuft darauf hinaus, den Respekt von Muslimen für beide – Mohammed und Jesus – zu betonen und von allen Menschen einzufordern. Es wird vermutet, dass auch Christen es nicht gut heißen, wenn ihr Glaube in die Welt der Karikatur geschoben wird. Eine Reihe der befragten Jugendlichen würde christliche Werte niemals herabsetzen.

Wir leben in einer modernen Welt, jeder kann seine Meinung äußern. Ich finde halt, man darf keinen heiligen Menschen beschimpfen. Weil wir beschimpfen ja auch nicht Ihren Jesus oder den Heiligen Geist. Die sollten mehr Respekt haben. (Adil, Mhg. Ägypten)

Unter Nicht-Muslimen mit und ohne Migrationshintergrund gibt es so gut wie keine authentischen Referenzen auf religiöse Schriften oder Praktiken, wenngleich sie unter historischem und kulturellem Gesichtspunkt angesprochen werden. Ein Bibelverweis wäre (es kommt eigentlich keiner vor) immer ein Verweis auf ein abendländisches Kulturwerk und keiner auf „unumstößliche Wahrheiten". Da Nicht-Muslime keine vergleichbaren Erlebnisse der Beschämung (durch Karikaturen etwa) haben, nehmen sie natürlich eine ganz andere

Position in diesem „Karikaturenstreit“ ein. Sie sind eben nur Beobachter einer Szene, die mit ihnen nur indirekt zu tun hat. Als Akteure werden eher Muslime wahrgenommen, und ihnen wird mit einem gewissen Unverständnis begegnet. Der fundamentale Unterschied lässt sich so bezeichnen: Was Muslimen als Ehre gilt, wird von anderen oft als Empfindlichkeit erlebt:

> **Die Islamisten, wenn sie so empfindlich gegenüber Mohammed [sind], sollten ein bisschen runterkommen. Genauso ist das [nämlich] bei Jesus [und] bei Christen. Wenn irgendwer Jesus beschimpft, zucken die [Christen] ja auch nicht gleich aus. (Benno, Mhg. Italien).**

Letzterer (wie etwa auch „der Papst“) würden auch schon beleidigt worden sein, durchaus von heftigen Reaktionen begleitet, doch eine mit „Charlie Hebdo“ vergleichbare Reaktion zu finden, wäre eine Aufgabe für Historiker. Es gibt so gut wie keine, was die jüngste Geschichte betrifft. Beleidigungen haben nicht diesen hohen negativen Stellenwert, wie Michael meint:

> **Ich hab mich mit dem Thema jetzt nicht so auseinandergesetzt, weil ich Katholik bin. Aber, ja ... ich kann es nicht verstehen, dass man deswegen einen Menschen tötet. Wenn bei uns der Papst beleidigt wird, dann würde bei uns [...] nicht besonders viel passieren. Und deswegen kann ich das nicht verstehen, dass Leute deshalb geköpft [...] oder erschossen werden. (Michael, ohne Mhg.)**

2.18 Religion ohne Terror

Den Jugendlichen mit Migrationshintergrund und muslimischem Glauben ist es ein großes Anliegen, dass ihre Religion und Terror miteinander niemals in Beziehung gesetzt werden. Stellvertretend für den Gesamttenor, der sich betroffen fühlenden Jugendlichen sprechen Murat und Belal von Schubladisierung und Mobilisierung von Vorurteilen. Sie stellen sich entschieden dagegen:

> **Also Islam heißt ja nicht gleich Terrorismus. Es gibt schon Terroristen, aber das ist was anderes. Es gibt ja auch normale islamische Menschen, die normal leben in Frieden. (Murat, Mhg. Türkei)**

> **Aber diese Welt macht diese Geschichten über Muslime, dass Muslime Terroristen sind, aber die richtigen Muslime sind keine Terroristen, ein Terrorist ist etwas anderes. [….] Die richtigen Muslime sind nicht die, die Leute erschießen und so. (Belal, Mhg. Afghanistan)**

Ein klarer Auftrag geht an die Gruppe der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund und vor allem an die Nicht-Muslime: sie sollen sich informieren, bevor sie urteilen. Sie sollen das Problem verstehen, bevor sie es generalisieren.

Das ist einfach nicht fair. Und jeder Mensch, der halbwegs klar denken kann oder halbwegs klar im Kopf ist, tut sich damit auseinander setzen und kann Religion von Terror unterscheiden. Und jeder, der halt halbwegs klar ist, weiß auch was Terror ist und was Religion ist. (Baki, Mhg. Albanien)

Baki hat natürlich Recht, aber ohne entsprechende Unterstützung, hilfreiche Expertise und jugendgerechter Information ist das vielleicht zu viel verlangt. Es gibt dafür zu wenig Aufklärungs- und Begegnungsflächen, somit ist eine qualifizierte Auseinandersetzung nach wie vor in eine ungewisse Ferne gerückt. Bei den nicht-migrantischen Jugendlichen ist auch eine gewisse Irritation zu merken und sie fragen auch ungefragt, wie Christen bei Muslimen ankommen würden mit der Frage, ob die sich ausreichend über den Gehalt der christlichen Religion informieren.

Ambivalenz und Zwiespalt auf beiden Seiten als Sub-Text der Interviews. Bei der Frage Islam und Terror wird das Gefühl der Bedrohung von außen und der Druck der Rechtfertigung von innen besonders deutlich. Wenn wir von Ambivalenz sprechen, bringt diese Haltung der junge Sofian auf den Punkt.

[W]enn man halt […] die ISIS sieht. Dann sagen alle, das sind alles Muslime. [….] Das ist irgendwie nicht wirklich gerecht. Die ISIS haben so ein richtiges Ziel, aber die schlechte Art und Weise, wie sie es machen. Ihr Ziel ist halt, den Islam zu verbreiten, aber der Prophet hat uns auch beigebracht, dass man den Islam nicht mit Gewalt weiterbringen soll. (Sofian, Mhg. Bangladesch)

Der gesellschaftliche Wandel am Beginn des 21. Jahrhunderts stellt ausnahmslos alle Generationen vor neue und vor allem unvorhersehbare Herausforderungen. Es scheint, als müsste die Welt neu erfunden werden. In diesem Prozess sind die Jugendlichen in weit größerem Maß als die Erwachsenen mit existentiellen Fragen konfrontiert. Eltern sind jedoch insofern eingebunden, als sie sich im Rahmen der Familie nicht aus diesem Prozess herausnehmen können. Ihr Verantwortungsbereich im Verhältnis zur nachfolgenden Generation ist neben der materiellen Absicherung vor allem die Erziehung. Die Familie und ihre Äquivalente sind der Ort, an dem dieses „Instrument“ zum Einsatz kommt. Alle Eltern stellen sich dieser Aufgabe, wenngleich mit unterschiedlichem Engagement und Erfolg. Es ist eine dringliche Forderung an uns alle, „erfolgreich zu erziehen“ (Scheffer 2016), mit anderen Worten: wieder mehr Gewicht auf „Erziehungsarbeit“ zu legen.

In der Gegenüberstellung von migrantischen und nicht-migrantischen Söhnen fällt eines besonders auf: der weitaus höhere Erklärungs- und Rechtfertigungsdruck unter Jugendlichen

mit Migrationshintergrund. Ihre Lebensumstände sind komplizierter als die autochthoner Söhne. Letztere führen ein „ereignisloseres“ Leben und navigieren in einem von den Eltern vorgegebenen Verantwortungsbereich, der sich im Wesentlichen auf die (erfolgreiche) schulische Leistung bezieht, im Übrigen ihnen aber alle Freiheiten belässt, die sich im Rahmen „bürgerlichen“ Wohlverhaltens abspielen. Ihr wichtigstes „Anliegen“ sind freundliche, gewährende und (gesellschaftlich) vorbildhafte Eltern. Die Vorbildwirkung der Eltern ist auch für migrantische Jugendliche wichtig, doch wenden sie dabei andere Kriterien an. Ihre Eltern werden daran gemessen, wie gut sie in der österreichischen Gesellschaft ankommen, wie gut sie mit autochthonen Österreichern kommunizieren können. Ein weiteres Kriterium ist deren Fähigkeit (hier vor allem der Väter), sie gegenüber der nicht immer als freundlich erlebten Mehrheitsbevölkerung zu schützen – d.h., sie mit adäquaten Verhaltens- und Reaktionsmustern bei rassistischen Übergriffen zu versorgen (Bullying oder Ähnliches erleiden natürlich auch autochthone Jugendliche. Derartige Vorfälle haben aber immer einen individuellen Zuschnitt und entstammen nicht einer ethnischen oder religiösen Generalisierung). Wenn wir also der öffentlichen Meinung folgen und unter männlichen Migranten eine höhere Auffälligkeit diagnostizieren, sollten wir gleichzeitig immer bedenken, wie sehr sie im Fokus stehen und mit weit mehr schwierigen Situationen konfrontiert sind als im Schnitt die Jugendlichen der Mehrheitsgesellschaft. Das verweist unmissverständlich auf eine Forderung, die im Übrigen sowohl von migrantischen als auch nicht-migrantischen Söhnen aufgestellt wird: Der gesamte Komplex der Integration kann nur funktionieren, wenn sich beide Seiten darum bemühen.

In beiden Gruppen berichten die Söhne von „strenger“ oder „lockerer“ Erziehung, wobei sich das gleichermaßen auf Väter und Mütter verteilt. Bei muslimischen Söhnen mit Migrationshintergrund kommt jedoch regelmäßig der Verweis auf (ethnisch-kulturell bedingte) Regeln und Religion dazu. Ihre Väter leiten das erzieherische Verständnis aus dem Islam und den persönlichen Erfahrungen, die sie im Ursprungsland gemacht haben, ab. Hier zeigt sich schon früh eine „ideologische“ Differenzierung, die bei anderen Jugendlichen nicht ganz nachvollzogen wird und auf ein gewisses Bedauern stößt. Nicht alle muslimischen Familien leben nach den religiösen Vorgaben. Jugendliche, die aus solchen Familien kommen, betonen darum gerne, bei ihnen sei es nicht so wie bei den „anderen“.

Was ihre Eltern im Sinne von expliziten Erziehungskonzepten anwenden, ist kein Thema unter Jugendlichen. Es genügt ihnen, Erziehung einfach zu „empfinden“. Migrantische Söhne

werden allerdings durch ihre Väter mit Erziehungsvorstellungen „von dort/von daheim“ konfrontiert. Ihr Urteil fällt jedoch „pro Österreich“ aus: hier ist es einfach besser.

Die wohl größte Herausforderung für migrantische Söhne ist die Spannung zwischen den von ihren Vätern (Eltern) eingebrachten kulturellen Vorstellungen und ihrem Leben in der österreichischen Gesellschaft. Im Gegensatz zu ihren Vätern, die ihre kulturellen Werte und Einstellungen gewissermaßen nach Österreich „importiert“ haben und häufig schon deshalb pflegen, weil es das genuine Referenzsystem für sie darstellt, werden die migrantischen Söhne in doppelter Weise sozialisiert: durch ihre Eltern im Familienverband und durch die österreichische Gesellschaft im Kindergarten, der Schule und im öffentlichen Raum. Sie leben in Österreich und ihre Zukunft liegt in Österreich. Dennoch sind sie mit einer ambivalenten Haltung ihrer Väter befasst, die den Traum von der Rückkehr in die Heimat nicht aufgeben wollen. Wie auch immer dieser Wunsch motiviert ist, er bringt die Söhne in einen Loyalitätskonflikt, denn die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr ist in vielen Fällen illusionär. Die Väter halten diese Vorstellung vermutlich aus nicht nur einem Grund aufrecht. Einer davon ist der Selbstwert: Man möchte einerseits seine Herkunft nicht „verraten“ und andererseits ein Argument gegenüber der Mehrheitsbevölkerung haben, sich nur aus Not hierher begeben zu haben und sich nicht aufdrängen zu wollen. Das macht es für ihre Söhne ebenso schwer, sich zu integrieren, denn sie spüren auch den Druck, wenn es schon nicht jetzt gelingt, so doch später. Das wären dann sie, die die Familie in der nächsten Generation wieder mit der Herkunft vereinen soll. Ein Leben mit dieser Hypothek ist vermutlich ein Grund dafür, dass die Frage der Integration kein selbstverständlicher Akt sein kann.

Die deutsche Sprache zu erlernen, ist für Väter psychologisch gesehen eine Überwindung dieser tiefer angesetzten Sehnsüchte nach Rückkehr. Und für die Söhne, die das Deutsche ohnehin durch Schule (mehr oder weniger gut, meist aber sehr gut) beherrschen, sind die Sprachdefizite der Eltern eine schwierige Herausforderung. Sie lieben ihre Eltern, müssen sich aber viel stärker von ihnen distanzieren als es in einer „normalen“ Abnabelung der Fall wäre. Hier haben die nicht-migrantischen Söhne einen klaren Startvorteil.

Mit dieser doppelten Bindung an Österreich und das Herkunftsland geht eine weitere Komplikation einher. Abgesehen davon, dass sich migrantische Jugendliche nicht immer aufgenommen, oftmals sogar abgelehnt fühlen (ob zu Recht oder nicht; es gibt auch viele Missverständnisse), sind Kontakte mit der autochthonen Jugend vom Elternhaus her nicht immer gerne gesehen. Die strengen islamischen Vorschriften (Alkohol, Rauchen etc.)

verbieten einen unbedarften Kontakt. Die Folgen sind Isolation und ein ausgeprägtes Identitätsbewusstsein, das zwischen „wir“ und „ihr“ unterscheidet. Nicht-migrantische Kinder kennen das nicht.

Wie sehr migrantische Jugendliche bereits angekommen sind trotz aller Hindernisse, zeigt ein offenes Bekenntnis zur Gleichberechtigung von Frauen und Männern. Das ist umso erstaunlicher, als ihre Väter (nicht alle) tendenziell ein patriarchales Modell bevorzugen. Dies gilt ebenso in der Frage der Gewalt, die von migrantischen und nicht-migrantischen Söhnen einhellig abgelehnt wird. Bei Migranten kommt noch der Hinweis dazu, wie froh sie sind, diesbezüglich nicht mehr gewalttätiger Erziehung, wie sie in den Ländern ihrer Väter Usus wäre, ausgesetzt zu sein. Schließlich werden auch Terror und (kriegerischer) Dschihad wie vom IS ausgeführt (in Syrien und bezüglich der Terroranschläge in Europa) komplett abgelehnt. Die schmerzliche Erfahrung, als Muslime mit Terror gleichgesetzt zu werden, ist allerdings stark präsent. Anders als die nicht-migrantischen Jugendlichen suchen Migrantenkinder mit muslimischem Bekenntnis nach Relativierungen und bringen die Rolle Amerikas und Großbritanniens ins Spiel. Autochthone Jugendliche sind hier unbedarfter, sie lehnen Terror rundweg ab und haben kaum Erklärungsbedarf; sie sind prinzipiell dagegen. Jugendliche, die „in den Jihad“ nach Syrien aufbrechen, werden von beiden Gruppen mit Zuschreibungen wie „blöd“ oder „krank“ bedacht. In der „Gretchenfrage“, ob man den Propheten Mohammed beleidigen darf und ob das Bestrafung nach sich ziehen soll, ist das Antwortspektrum sehr weit gestreut. Grundsätzlich betonen beide Gruppen den Grundsatz, „Heiliges“ müsse respektiert werden und Meinungsfreiheit dürfe nicht überdehnt werden. Bezüglich der Strafen habe der Staat den Vorrang, und beim Ausmaß hänge es davon ab, ob es sich um einen demokratischen Staat oder einen Staat mit Scharia-Recht handelt. Die Antworten fallen dennoch sehr divers aus: bestrafen können Allah, der Staat oder die Regeln der Scharia. Man kann aber auch – nach dem angeblichen Vorbild Mohammeds – die ganze Sache ignorieren oder belehren. Allerdings war nicht allen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund Mohammed ein Begriff.

Trotz des bereits erwähnten Drucks von Seiten der Väter, die Zukunft im ursprünglichen Heimatland zu sehen, taucht dieser Wunsch in keinem einzigen Fall auf. Österreich und höchstens Europa (zu Ausbildungszwecken kann es auch Amerika sein) ist das deklarierte Land, in dem die Söhne der Migranten leben und Familie gründen wollen. Das gilt übrigens

auch für die Söhne ohne Migrationshintergrund: sie setzen auf Matura, Studium und Ausbildung und danach auf Frau, Kind, Auto und Haus.

Die Erziehung in migrantischen Familien ist geprägt von Zusatzlasten, die aus der väterlichen (rückwärtsgewandten) Identität stammen. Ihre Sozialisation ist in ganz anderen Zusammenhängen abgelaufen, was sie im Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft (ungewollt) zu Fremden macht. Dort, wo dieses Moment rassistisch ausgespielt wird, wird es eine große Belastung in der Erziehung. Die Söhne, die außerhalb der Familie natürlich eine „österreichische“ Sozialisation erfahren, geraten dadurch in ein Spannungsfeld, das mit bedacht werden muss. Migrantischen Söhnen fehlt jene Unbedarftheit, mit der nicht-migrantische aufwachsen. Es ist eben ein Unterschied, ob man ein Österreicher werden soll, obwohl man ein Türke, Ägypter oder Tschetschene ist, während ein Österreicher etwas werden soll, was er schon ist.

Zusammenleben ist ein komplizierter Prozess und folgt Regelmechanismen, die nicht verordnet, sondern exploriert werden müssen. Ohne ein Aufeinander-Zugehen von beiden Seiten wird der Transitprozess von der Migration in die Integration nicht so gut gelingen wie gewünscht.

ERGEBNISSE II

3 Die Väter

3.1 Die Rolle des Vaters heute

Die Vaterrolle hat sich sowohl in Theorie als auch in der Praxis über die letzten Jahrzehnte geändert, das ist eine Tatsache. Zeitlich ereignete sich der Wandel „in den ersten Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg“. Damals wurde der „liebevolle Vater“, den es zwar immer gab, zum Charakteristikum einer neuen Generation. Gewalt als Mittel der Nachfolgeregulation (der Sohn soll so sein wie der Vater und seine Geschäfte übernehmen) verliert seine rationalen Gründe (Seiffge-Krenke 2012). Ganz anders in Ländern, die die Migration speisen. Geopolitisch betrachtet, gibt es große Divergenzen im Set-up familiärer Strukturen und den daraus resultierenden Beziehungsgeflechten. Die Flucht aus der Heimat - oder sei es nur, dass die Gelegenheit ergriffen wurde, dem „Gastarbeiter“-Angebot zu folgen - heißt nicht, dass damit das tradierte Modell des Familienverständnisses verschwindet. Autoritäre Erziehungsmuster werden nolens volens importiert, neue müssen erst erlernt werden, bevor das Alte untergehen kann. Obwohl gewaltsame Erziehung auch in autochthonen Familien vorkommt, in Deutschland sind es 13% der Mütter und 9% der Väter – besteht leider eine positive Korrelation mit Migrationshintergrund in Kombination mit niedrigem Schulabschluss und beengten Wohnverhältnissen (Hahlweg et al. 2008); weil aber die Mehrzahl gleichzeitig Gewalt in der Erziehung ablehnt, konstatieren die Autoren „Hilflosigkeit“ als Grund für die körperliche Züchtigung in der Erziehung. Wenn wir die Raten der „Gewalterfahrung durch die Eltern“ anschauen, liegen die Prozentsätze deutlich höher: leichte körperliche Gewalt 30%, schwere körperliche Gewalt 17% und Misshandlungen 10%. (Pfeiffer, Wetzels, and Enzmann 1999).

Studien über die Adoleszenz sind in der empirischen Forschung an sich schon unterrepräsentiert (Schwartz 2005), in weit größerem Maße gilt das für ihre Väter (Seiffge-

Krenke and Irmer 2004). Das gestaltet die Annäherung an die Rolle der Väter in der Erziehung und ihr Verhältnis zu den heranwachsenden Kindern häufig doch eher schwierig.

Im diachronen Ablauf beobachten wir selbstverständlich einen Wandel, der mit der Reifung der Kinder zusammenhängt. Doch läuft dies nicht unbedingt linear oder parallel. Väter gestehen ihren Söhnen im Zeitverlauf – konkret von 14 bis 17 – mehr Unabhängigkeit zu. (Seiffge-Krenke and Irmer 2004).

Im Rahmen der vorliegenden Studie können wir „Gesetzmäßigkeiten“ natürlich nicht mit Sicherheit beurteilen, haben aber die Freiheit, darüber in einem etwas größeren Spielraum zu reflektieren. Väterliche Erziehungsvarianten in Bezug auf Mädchen und Burschen liegen in der psychischen Disposition der Väter. Ihre Söhne betrachten sie unter dem Aspekt der „Gleichheit mit ihnen“, während Mädchen „anders“ seien – also vom männlichen Rollenbild in Richtung Feminität und Anders-Sein abweichen dürfen. „Es scheint für den Vater besonders schwer auszuhalten zu sein, wenn der Sohn sich nicht als „Spiegel des Vaters“ erweist, wenn also statt Ähnlichkeit Differenz deutlich wird. Es ist für ihn leicht und angenehm, bei Töchtern deren Verschiedenheit herauszuarbeiten und ihre Weiblichkeit zu betonen.“ (Seiffge-Krenke 2001, 61).

Diese in der Anlage der väterlichen Erziehung existierenden Elemente lassen es – ein Effekt des Mainstreamdenkens – als ganz natürlich erscheinen, wenn Mädchen und Burschen unterschiedlich erzogen werden. In Migrantenfamilien ist das ebenso, nur etwas akzentuierter und vermutlich von „importierten“ kulturellen Erziehungsmustern bestimmt (Dwairy and Menshar 2006) , wie sie in pluralistischen Gesellschaften nicht mehr geäußert werden.

Auffallend ist, dass uns das Vokabular für die Beschreibung dieses Verhaltens nicht zur Verfügung steht bzw. wir es vermeiden, es explizit zu benennen. Das wird in den Gesprächen mit autochthonen Jugendlichen besonders deutlich. Ihre Beschreibungen der Erziehung sind relativ blass und bewegen sich zwischen Etiketten von „locker“ und „streng“. Über Erziehung wird nicht wirklich nachgedacht, sie wird nicht konzeptualisiert. Das kann natürlich darauf hindeuten, dass Erziehung in einem von Autorität geprägten Klima stattfindet, das wenig Raum zulässt für kritische Reflexion. Es gibt somit wenig Anregungen oder Anleitungen für Jugendliche, sich mit der eigenen Erziehung auseinanderzusetzen.

Erziehung läuft irgendwie, meist mit impliziten und nicht kommunizierten Konzepten zwischen Laissez-faire und autoritär. Wissenschaftliche Artikel wie „Die Gestalten des Vaters und des Paternalen in der Lebensgestaltung der Gesellschaft“ (Heinen 1965) ordnen wir einer längst „verflossenen“ Zeit zu. Deutlich werden wir allerdings dann, wenn Gefahr im Verzug ist. In der gegenwärtigen Diskussion über Terrorismus und die Anfälligkeit einiger Jugendlicher für gewaltbereiten Extremismus, treten die elterlichen Rollen wieder in den Vordergrund. Während die ersten Jahre der Terrorismusforschung sich auf das „terroristische Individuum“ konzentrierten, sind in letzter Zeit doch Überlegungen aufgetaucht, die die Rolle der Eltern vorsichtig in den Mittelpunkt rücken. Das geht auf die aus der Psychopathologie stammende Beobachtung zurück, dass nicht alle Jugendlichen aus demselben Milieu psychisch krank oder kriminell werden. Ebenso scheint es sich mit Radikalismusgefährdung zu verhalten.

Die Familie ist das soziale Umfeld, in dem sich die entscheidenden Entwicklungsschritte der Jugendlichen vollziehen. Die Forschung hält mit den Problemen des Alltags nicht Schritt. Nichtsdestotrotz tauchen erste Überlegungen in der Literatur auf – etwa Cragin et al. (2016), in denen die Rolle des Vaters und der Maskulinität in ihrem Verhältnis zur Radikalisierung beleuchtet wird.

3.2 Erziehung: „Leerstelle „oder „Schablone“? Proaktiv versus reaktiv

Migration wurde über Jahrzehnte als notwendiger Wirtschaftsfaktor akzeptiert, aber die einwandernden Personen wurden als „Gäste auf Zeit“ betrachtet. Durch die aktuelle „Flüchtlingswelle“ hat Migration den Charakter von gesellschaftlichem Dynamit und kann nicht mehr ignoriert werden.

Wir sind mit offen ausbrechenden Konflikten konfrontiert in den unmittelbaren Lebensräumen der Betroffenen bis hin zu den AkteurInnen auf den politischen Bühnen.

Und was sind die Reaktionsformen im Alltag? Sozialwissenschaftlich wird zwischen proaktivem und reaktivem Bewältigungsstil unterschieden. Je nachdem, ob Jugendliche sich – durch ihre Eltern vorbereitet oder aus eigenem Entschluss – eine „Theorie“ vom gesellschaftlichen Zusammenleben machen oder bloß abwarten und in die potentiellen Konflikte blind hineinlaufen. Die Frage stellt sich natürlich viel dringender den Angehörigen der Zugewanderten. Diskriminierungen in der Schule und unter Peers sind dabei viel stärker mit geringem Selbstwert assoziiert als Diskriminierungen im öffentlichen Raum (Straße,

Geschäfte, öffentlicher Verkehr). Wirkungslos scheint hingegen ein proaktiver „Verteidigungsstil“ – also die bewusste Wahrnehmung von Diskriminierung und die entsprechenden Reaktionen darauf (Rationalisierung durch „Stolz-Sein“ auf die eigene Ethnie und Religion). Das hat Konsequenzen für ihr Selbstwertgefühl (Phinney and Chavira, zit. in Fisher, Wallace, and Fenton 2000, 681).

Genaugenommen stellen sie sich nicht aktiv gegen Diskriminierung, sondern nehmen sie als Faktum.

3.3 Erziehung vor dem Hintergrund der Migration

Die Elternrolle ist in allen Gesellschaften mit Verantwortung verbunden. Sie entscheiden nicht nur für sich, gleichzeitig treffen sie oft unumkehrbare Entscheidungen für ihre Kinder. In einer besonderen Rolle finden sich Migrantenväter, die ihr Heimatland verlassen haben, um in einer „fremden Welt“ ein „neues Leben“ zu beginnen. Die Verantwortung für diese Entscheidung, die für alle Familienmitglieder mit Konsequenzen verbunden ist, hat einen starken Einfluss auf das innerfamiliäre Leben: die Beziehung der Partner untereinander und die Beziehung zu den Kindern. Was für autochthone Familien eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit ist, ist für Migrantenfamilien eine zusätzliche Aufgabe: Spracherwerb und Integration. Oberflächlich betrachtet, könnte auch dies eine Selbstverständlichkeit sein (Doppelsprachigkeit gilt als Vorteil), doch wie die Interviews zeigen, ist der Erwerb der deutschen Sprache mit einer schleichenden Verabschiedung vom Herkunftsland verknüpft. Migrantenväter sind aber nicht immer bereit, sich eine endgültige Trennung vorzustellen. Genauso verhält es sich mit der Integrationsforderung: Durch Integration wird man zu etwas, das man nicht ist und nie sein wird – so denken zumindest einige Väter. Auch das hat natürlich einen Einfluss auf das Verhältnis zu ihren Söhnen, die schon viel tiefer und selbstverständlicher in die neue Umgebung hineingewachsen sind. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass autochthone Väter eher an einem „Weiterkommen“ ihrer Söhne arbeiten, während Migrantenväter zusätzlich mit dem eigenen „Ankommen“ und dem eigenen „Weiterkommen“ befasst sind.

Migrantenväter haben mehr Hindernisse zu überwinden als ihre „österreichischen“ Counterparts und sie müssen sie gleichzeitig vor ihren Familien vertreten. In der Innensicht von Migranten sind der Spracherwerb und die Integration in mehrfacher Weise mit ihrem Verhältnis zu ihren Kindern verbunden. Ihnen stellen sich Aufgaben, die vom Mainstream

zwar wahrgenommen werden, nicht aber mit der notwendigen Tiefe, so legt es die Analyse der Gespräche nahe. Der Erwerb der Sprache, an der Oberfläche eine Selbstverständlichkeit, doch damit geht gleichzeitig die Verbindung mit der Herkunftskultur zumindest teilweise verloren. Das Wort „Verrat“ klingt hier an, ist aber überzeichnet, um die Problematik korrekt abzubilden. Der Verlust sollte aus psychologischer Sicht keineswegs überbewertet werden (und wird es auch nicht von Migranten), doch wenn er zu Ambivalenzen führt, dann hat das beispielsweise den Grund im endgültigen Abschied nehmen von allen Vorstellungen einer eventuellen Rückkehr in die derzeit von Kriegen und Armut blockierten Heimatländer. Bildlich gesprochen wird deshalb die Annahme der neuen Sprache als Gefahr gesehen, „endgültig“ ausgewandert zu sein.

In Hinblick auf die Kinder scheint der Erwerb der (in unserem Fall deutschen Sprache) – eine noch größere latente Bedrohung zu sein. Nicht nur werden die Söhne und Töchter durch die „Fremdsprache“ von ihren Vätern entfremdet, sie verlieren damit auch allmählich die Fähigkeit und auch die Motivation, sich einmal im „Vaterland“ anzusiedeln – ein Wunsch, den Migrantenvätern durchaus hegen. Potentiell kann das aus der Perspektive der Väter auch als Autoritätsverlust interpretiert werden; sie können nicht mehr uneingeschränkt damit rechnen, dass ihre Kinder das kulturelle Erbe und den „Anspruch“ auf eine Rückkehr wahren. Wie unrealistisch das auch sein mag, für Migranten ist die Aufrechterhaltung dieser „Phantasie“ ein Teil ihrer nach außen gerichteten Identität.

Das Zuwanderungsland wird oft zur Nagelprobe der väterlichen Autorität – wie viel der Vater von seiner Kultur überhaupt noch weitergeben kann und soll. Im Kern steht immer die Frage, die Nuri A. so formuliert:

> **Wir leben hier in Österreich und ich muss die österreichischen Werte aufnehmen, aber wir als gebürtige Afghanen dürfen unsere guten Werte auch nicht verlieren. (Nuri, Mhg. Afghanistan)**

Integration, neben dem Spracherwerb im allgemeinen die zweite von „der Politik“ dringlich gestellte Forderung an MigrantInnen, hat für Autochthone keine weitere Bedeutung im erzieherischen Innenverhältnis zu ihren Söhnen und Töchtern. Die Erziehungsmethoden, die sie in den Gesprächen vorbrachten, eignen sich aber hervorragend dafür, den Blick auf die Migrantenväter und ihre besonderen Probleme zu schärfen.

3.4 Schwierige Ausgangslage: Der Rechtfertigungsdruck „Warum sind wir hier?“

Angesichts der öffentlichen Debatte über Flüchtlinge, die sich ihr Land nach ökonomischen Gesichtspunkten aussuchen, weshalb Österreich nicht immer ihre erste Wahl ist, lohnt es sich, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen am Beispiel der tschetschenischen MigrantInnen in Österreich. Die meisten der rund 30.000 Tschetschenen und Tschetscheninnen kamen infolge der beiden Tschetschenien-Kriege (1994-1996; 1999-2009) nach Österreich. Ein sicheres Land mit Aufnahmebereitschaft stand im Vordergrund. Auf die Frage, ob Österreich für ihn und seine Familie ein Wunschziel war, meint Ilman H.:

> **Wir wollten einfach nur überleben zu dieser Zeit, uns war es egal, wo wir hingehen, wir haben nichts Schönes oder Besseres gesucht. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)**

Migrationsbewegungen lassen sich kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Dazu sind die Umstände in den Herkunftsländern viel zu verschieden. Manche der Gründe, sich in Österreich nieder zu lassen, reichen tief in die Vergangenheit. Khasib S., der in den 1970ern aus Syrien zum Studium nach Österreich gekommen war, wollte immer in seine Heimat zurückkehren.

> **Die Situation [in Syrien] ist immer schlimmer geworden […]. Es war danach zu gefährlich in Syrien, da reichte schon ein Ausrutscher in den 80ern, damit man […] einfach weg war, verschleppt. [….] Ich dachte immer, es würde besser werden, aber das wurde es nicht, also blieb ich [in Österreich]. Das wollte ich eigentlich nicht. Irgendwann war es Zeit, dass ich Schluss mache mit dem Gedanken, dass ich zurückkehre. (Khasib, Mhg. Syrien)**

Auch wenn sich Khasib S. endgültig in Österreich niedergelassen hat, die Gedanken an seine Heimat spielen immer noch eine Rolle.

> **In Syrien wäre es mir natürlich lieber […]. Ich wäre auch [immer] lieber dort gewesen… von der Gesellschaft her, vom Leben einfach. (Khasib, Mhg. Syrien)**

Unter den „klassischen“ Migranten zeichnet sich ab, dass sie selten ohne triftigen Grund die Heimat verlassen haben. Dabei stand auch die Sorge um die Zukunft der Kinder im Vordergrund.

> **Wir sind nicht hergekommen, weil wir hier ein Luxusleben erwartet haben, sondern wegen der Kinder. Zuerst waren wir in Jordanien, aber […] das Schulsystem, das Leben [waren dort nicht gut], deshalb sind wir hierher [nach Österreich]. (Faris, Mhg. Syrien)**

Die Hauptgründe Syrien zu verlassen und über Jordanien nach Österreich zu kommen, war für Aladdin S. die bedrohliche Lage in Syrien, die schlechte in Jordanien und das positive Image Europas und Österreichs, das er in seiner Kindheit vermittelt bekam.

> **Wir haben gehofft, dass alles in Jordanien klappt, weil es ja ein sicheres Land ist. Aber so war es dann doch nicht, also sind wir nach Österreich gekommen. [Wenn wir] als Kinder von Personen mit gutem Ruf gehört [haben], [dann war das] weil sie in Europa studiert haben. Wir haben so oft gehört, dass jeder Arzt oder Professor ein Diplom aus Europa hat. Auch deshalb sind wir hierhergekommen. (Aladdin, Mhg. Syrien)**

Bevor noch Fragen der Integration auftauchen können, bildet sich nach oftmals riskanten Entscheidungen, durch die die Lebensgrundlagen in der Heimat vollkommen gekappt werden, so etwas wie eine auf Hoffnung gegründete emotionale Grundlage: die Idee von einem besseren Leben. Der Ausgangspunkt ist aber immer eine existentielle Entscheidung, die dem Willen und der Möglichkeit zur Integration zeitlich voraus geht:

> **Ihre Eltern haben alles verkauft und zurückgelassen, um herkommen und besser leben zu können. (Nuri, Mhg. Afghanistan)**

Erst auf dieser Basis können sich die Konzepte herausbilden, die wir derzeit im Spektrum von Assimilation, Integration und Inklusion diskutieren und die dann in der Erziehung wirksam werden – als Belastung oder Chance für Eltern wie für Kinder.

Diskussionen, die ein egoistisches Motiv unterstellen, erzeugen einen Rechtfertigungsdruck, der sowohl auf das familiäre Innenverhältnis als auch auf die sozialen Außenverhältnisse wirkt. Tatsächliche Motive und Einstellungen gehen dabei weitgehend verloren (oder finden keine öffentliche Resonanz), sodass Migrantenfamilien mit ihren teilweise wertkonservativen Erziehungsstilen alleingelassen werden. Sie richten es sich in einer „Migrantenidylle“ ein, sind aber als Familie von Mainstreamprozessen abgeschnitten, wobei ihre schulpflichtigen Kinder gleichsam als Kundschafter einer anderen Welt fungieren.

Parallelgesellschaften haben immer zwei Seiten. Weil auch der Mainstream wenig von den Migrantenfamilien weiß, bilden sich sowohl Phantasien über deren Zustand als auch über die Möglichkeiten ihrer Integration. Unter den autochthonen Vätern zeigt sich nicht nur ein Verständnis für die Beweggründe der MigrantInnen, es gibt auch eine positive Haltung ihnen

gegenüber. So meint etwa Bernhard H., dass diese als Bedrohung bezeichnete Situation in Wahrheit eine großartige Möglichkeit darstellen könne, wenn sie richtig verstanden und genutzt würde.

> **Wenn die österreichische Identität es schafft, sich weiterzuentwickeln, und wenn die zugezogenen Menschen es schaffen, sich in gewisser Weise auch zu entwickeln, dann können sie Teil dieser österreichischen Identität werden, was immer das ist oder sein wird. (Bernhard, ohne Mhg.)**

Bernhard H. zeichnet das Bild einer gemeinsamen und notwendigen Identitätsentwicklung hin zu einer neuen Definition von Identität. Den Kern der Angst vor den zu uns Kommenden, vor allem die Untergangsphantasien betreffend, seien zum Teil durch Menschen repräsentiert, die unzufrieden sind und einer Projektionsfläche bedürfen.

Die Teilnehmer der Studie zeigen durchwegs eine positive Haltung gegenüber Österreich. Sie sind froh, hier ein sicheres Leben führen zu können. Hierzu eine kleine Auswahl von positiven Aussagen zu Österreich:

> **Seit ich hier in Österreich bin, habe ich immer Hilfe bekommen. Wir fragen anderen und haben Hilfe bekommen. (Hussein, Mhg. Syrien)**

> **[Mich beeindrucken] alle Menschen in Europa, das System hier, die Regierung, das ist positiv. Weil auf die Personen geachtet wird. (Abu, Mhg. Tschetschenien)**

> **Ich versuche, ein schönes Leben zu führen, glücklich zu sein. Wir brauchen nichts mehr, wir sind zufrieden, es gibt kein Problem. (Bassam, Mhg. Syrien)**

3.5 Zusatzbelastungen: Angriffe auf die väterliche Autorität

Gesellschaftliche Schieflagen wirken bis in den familiären Alltag hinein und bestimmen auch die Erziehung. Chancen und Blockaden, Möglichkeiten und persönliches Unvermögen sind ein Dauerthema der Generationen. Auf die Frage nach „größten Ungerechtigkeiten in der Welt“ zeigt sich ein interessanter Unterschied zwischen autochthonen und migrantischen Vätern; ein Unterschied, der vor allem deutlich macht, dass in Migrationsfamilien Angriffe auf die Identität der Väter ein Thema sind. Väter des Mainstreams hingegen nennen abstrakte Themen, wenn es um Ungerechtigkeit geht. Als größtes Unrecht wird von ihnen durchwegs die Verteilungsungerechtigkeit von Vermögen genannt, die große Kluft zwischen arm und reich.

Für die migrierten Väter stehen persönliche Erlebnisse mit Vorurteilen, Diskriminierung und Rassismus im Vordergrund. Die ungleiche Behandlung von Menschen ist für sie eine der

größten existierenden Ungerechtigkeiten. Abu M. aus Tschetschenien ist von seinem früheren Vermieter betrogen worden, Nuri A. aus Afghanistan ist wegen eben dieser Herkunft schon tätlich angegriffen worden. Unabhängig davon, wie schwerwiegend solche Vorfälle auch sein mögen, das eigentlich Bedeutsame ist die Tatsache, womit Migranten in ihrem Alltag konfrontiert sind, welchen Einfluss das auf ihren Selbstwert hat, und welches Bild sie dabei für ihre Söhne abgeben. Wenn also Nuri A., dem ein (abgebrochenes) Medizinstudium gewisse medizinische Kenntnisse brachte, bei einem Notfall auf der Straße barsch weggewiesen wird, steht sofort die Frage im Raum: war ich als Afghane, dem man das ansieht, gemeint, oder waren es Gründe, die von den Sanitätern auch jedem anderen „angetan“ worden wären. Das Beispiel mag einen Grenzfall darstellen, doch ungerechte Behandlungen sind für Migranten ein Alltagsphänomen, mit dem sich einige schwer tun. Der Türke Rafet T. erzählt beispielsweise von wiederholten Vorkommnissen:

> **Zu mir sagen die Leute oft, wenn ich mit der [Linie] U6 fahre zum Beispiel: ‚Du Taliban, was machst du da?‘ – Nur weil ich einen Bart habe. [….] Es sind Kleinigkeiten, wie eben in der U-Bahn. Die Leute reden über mich, ich weiß dann nicht, ob ich lachen soll oder weinen. Die denken ja, ich versteh sie nicht. (Rafet, Mhg. Türkei)**

Die psychische Arbeit, die Migranten zu leisten haben, führt sie im besten Fall in eine Ambivalenz, wie eben Rafet T., der nicht mehr weiß, ob er lachen oder weinen soll. Andere nehmen Zuflucht in Bagatellisierungen oder Rationalisierungen. Im Hinblick auf ihren Status als Väter kann das durchaus einen Einfluss auf das Verhältnis zu ihren Söhnen haben. Wir erinnern uns an den 16-jährigen Hamza, der seinen Vater braucht, weil er in der Öffentlichkeit immer gute Antworten parat hat. „Und er weiß auch, wie ein Junge reagieren würde. Wenn ich beleidigt werde, da kann er mir dann natürlich auch helfen.“

Nicht jeder Sohn hat einen Vater zur Hand, der aktiv eingreift und das Thema vermeidet. Vermutlich wird manches einfach heruntergespielt und erreicht nie den Status einer Sache, die es wert ist im Rahmen der Erziehung besprochen zu werden. Migrantische Väter machen das eher mit sich aus. Zwei Beispiele:

Es gab Kleinigkeiten, in der U-Bahn zum Beispiel, das sind halt Rassisten, aber das ist nichts Schlimmes. (Aladdin, Mhg. Syrien)

Hier bin ich zufrieden, es gibt keinen Kampf, nur ein bisschen Rassismus. Das ist gut hier für mich. (Abdi, Mhg. Somalia)

Dass rassistisches Verhalten gewissermaßen immer auf der Suche nach Opfern ist, lässt sich auch aus Vorfällen, die autochthone Väter betrifft, belegen. Nicht immer ist er dabei „treffsicher“ und verwickelt sich dabei gewissermaßen in Widersprüche. Ein skurriles Ereignis zu besagtem Rassismus berichtet der gebürtige Österreicher Bernhard H. Wegen seines Äußeren wird er zuweilen für einen Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien gehalten. Es kam auch vor, dass ihn ein älterer Herr in einem Kaffeehaus deswegen zum Kellner machte oder dass ihn ein Migrant, nach Bernhard H.s Einschätzung von türkischer Herkunft, in beleidigendem Tonfall als „Tschuschen“ bezeichnet hat. Auch Andreas N. ist damit in Berührung gekommen, er ist als Deutscher identifiziert und aufgrund dessen beleidigend angesprochen worden.

Wie wir an den verschiedenen psychischen Operationen der Verharmlosung sehen, betreffen Beleidigungen den Kern der Person und können daher nicht ohne Einfluss auf die Erziehungshaltung der Väter bleiben. Während autochthone Väter hinsichtlich ihrer Identität (und Zugehörigkeit) auf festem Boden stehen, ist das für Migrantenväter nicht ganz der Fall.

Wir können unsere Kultur, unsere Identität nicht zeigen, und wenn die Zeitungen dann nur Schlechtes schreiben, dann herrscht ein falscher Eindruck (Malik, Mhg. Tschetschenien)

Ungerechtigkeiten sind für Migranten eine weitaus größere Herausforderung. Auch das sollte berücksichtigt werden, damit – etwa Schulprobleme und öffentliche Auffälligkeiten von Migrantenkindern – nicht als Unfähigkeit und Unwille zur Integration gedeutet werden. Wir dürfen sie aber auch nicht in ein Migranteneck drängen, aus dem sie sich, wie Malik K. andeutet, nicht herauswagen. Parallelgesellschaften werden nicht immer gezielt und absichtsvoll gebildet, sie entstehen bisweilen auch aus einem Mangel an Orientierung.

3.6 Väter und Erziehung: zwischen Tradition und Moderne

Rollenerwartungen an Väter (und Mütter) sind ein immer wiederkehrender Bestandteil der gesellschaftlichen Debatte. Die traditionellen Rollenmuster vom Vater als dem „Oberhaupt“ und der Mutter als dem „emotionalen Zentrum“ der Familie gelten als historisch überkommen. Das elterliche Erziehungsmuster wird mittlerweile an Begriffen wie

Gleichberechtigung und Partnerschaft gemessen. Der Vater als Familienoberhaupt und die Mutter als Hausfrau sind zu „unmöglichen“ und geradezu tabuisierten Lebensformen geworden. An die Stelle der Selbstverständlichkeit, mit der sie noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt wurden, ist zunächst eine Verunsicherung getreten, wie Partnerschaft und Gleichberechtigung im Hinblick auf die Erziehung der Kinder umgesetzt werden kann. Diesbezügliche Konzepte werden ja nicht im Regelunterricht gelehrt (zumindest nicht ausreichend), sodass der Umgang mit dieser neuen Wirklichkeit weitgehend von individuell ausgedachten Regeln bestimmt wird – Rückfälle in alte Muster nicht ausgeschlossen. Wobei wir hier eher von tradierten und gewissermaßen „importierten“ Modellen sprechen möchten, wie Mustafa T. es vertritt:

> **Die Kleine wird eine gute Hausfrau, glaube ich. Sie spielt [stundenlang] mit der Puppe und dem Baby. [….] Eine gute Mutter ist die, die zu Hause ist, die kann etwas fürs Kind tun. (Mustafa, Mhg. Türkei)**

Geradezu prototypisch für überwunden geglaubte Erziehungspraktiken sind hier die Vorstellungen zweier tschetschenischer Väter. Kakhir I. meint, Erziehung kann nur gelingen, wenn die väterliche Autorität gelebt und beachtet wird:

> **Ich als Chef [der Familie] mache mehr [in der Erziehung], die Kinder hören mehr auf mich. Die Mama sagt auch immer, dass der Papa kommt und entscheiden wird. Es muss einfach jemand der Chef sein und streng sein. (Kakhir, Mhg. Tschetschenien)**

Hier ist von gemeinsamer und partnerschaftlicher Erziehung keine Rede. Ähnlich sieht das Abu M., allerdings etwas differenzierter. Er vertritt ein Stufenmodell: Je nach dem Alter der Kinder sind entweder die Mutter oder der Vater mehr oder weniger allein zuständig:

> **Meine Frau erzieht die Kinder mehr als ich, das ist gut so gerade [solange sie klein sind], aber später ist das nicht mehr so gut. (Abu, Mhg. Tschetschenien)**

Die beiden genannten „Erziehungsmodelle“ sind bar jeder Reflexion der Diskussion in Österreich und scheinen aus einer anderen Wirklichkeit zu kommen. Moderne Erziehungskonzepte scheinen nur sehr langsam in migrantischen Familien anzukommen. Auf Basis der Studie und der Erfahrungen des Frauen ohne Grenzen Teams, scheint ein Interaktionsdefizit dafür verantwortlich zu sein. Es gibt so gut wie keinen institutionellen und individuellen Austausch zwischen MigrantInnen und Autochthonen. Ohne ausreichende (inhaltliche) Kontakte zum Mainstream greifen sie auf die von ihnen „importierten“ Modelle zurück oder gestalten sie aus persönlichen Erfahrungen heraus. Das Ergebnis ist nicht überraschend, verweist aber in seiner Offenheit auf Bewältigungsmuster, die zwar auch im

Mainstream vorhanden sein mögen, dort aber weder so direkt ausgesprochen noch explizit angestrebt werden. Die Basis scheint für Migrantenväter ein Vergleich zwischen den Erfahrungen im Herkunftsland und der österreichischen Realität zu sein. Die Situation österreichischer Familien wird nicht immer für gut befunden. So meint Ilman H. in Bezug auf die Erziehung in Österreich:

> **Die österreichische Erziehung finde ich falsch […]. Aus wirtschaftlichen Gründen wurden in Europa die Familien ein bisschen aufgebrochen, Frauen haben keine Kinder, weil sie Urlaub oder Karriere machen wollen […] oder sie bekommen erst mit 40 ein Kind, das dann keinen Bruder oder keine Schwester mehr bekommt […]. Wir [Tschetschenen] haben immer große Familien, wie Österreicher vor 50 Jahren, aber das ist leider vorbei. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)**

Es könnten tradierte Lebensformen sein, die sich in der neuen Umgebung zu noch stärkeren Ängsten verdichten als man es im Allgemeinen erwarten würde. Migration bedeutet ja nicht, dass man seine ganze Persönlichkeit komplett transformiert. Es bleiben emotionale Bindungen erhalten, die sich wiederum gegenüber der neuen Heimat als Barrieren auftun:

> **Es ist nicht so, dass wir Angst haben vor den Kindern aus Österreich, sie dürfen schon Kontakt haben mit Österreichern, aber es gibt ein Limit. (Faris, Mhg. Syrien)**

Dennoch bleibt ein übergeordnetes Ziel bestehen, welches migrantische Väter immer auch im Auge behalten und dabei den Eigenanteil nicht vergessen:

> **Es gilt, dass wir die Kinder integrieren. Das müssen wir selber schaffen, mit beidem, das was wir von zu Hause haben, das wie es hier ist. (Djamal, Mhg. Syrien)**

Die Lebenswelten, denen Migranten entstammen, sind in ihrem Einfluss auf die Erziehungsgestaltung nicht zu unterschätzen. Die oben genannte Kritik an der österreichischen Kleinfamilie kommt aus Erfahrungen in einem gänzlich anderen Kontext.

> **[Ich bin] in einer bäuerlichen Familie aufgewachsen, in einer kleinen Community, da hat jeder auf jeden aufgepasst. Es gab nicht nur Vater und Mutter, sondern eben auch die Kommune. Aber das funktioniert in dieser komplizierten Gesellschaft nicht so. [….] Das fehlt den Kindern hier, besonders in den Städten. (Khasib, Mhg. Syrien)**

Die unterschiedlichen Ausgangslagen – Erziehung im Herkunftsland versus Erziehung in Österreich – müssen nicht bedeuten, dass migrantische Väter auf das „heimatliche“ Konzept fixiert sind, dennoch kommt es vor, dass sie darauf zurückgreifen. Hier ein Beispiel, wie sich das auf ein väterliches Erziehungskonzept auswirken kann: Im Sinne einer Schlussfolgerung seiner früheren Ausführungen über die „falsche“ Erziehung meint Ilman H.:

> **Es ist nicht gut, wenn die Mutter immer Liebe zeigt und die Burschen dann wie Mädchen immer weinen. Wir verhätscheln in Tschetschenien die Kinder nicht, […] weil sie dann [später] keine Grenzen kennen [würden]. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)**

Man kann nicht erwarten, dass die Transformation von früheren als idyllisch erinnerten Lebensumständen in die gegenwärtige – als unbekannt und bisweilen bedrohlich erlebte – ohne große Anstrengung (und Missverständnisse) geleistet werden kann.

Die geschlechtsspezifische Rollenverteilung in der Erziehung der Migrantenkinder zeigt Varianten in jede Richtung. Die Väter folgen dabei nicht nur einem Autoritätsmodell wie insbesondere Kakhir I., der sich als „Chef" der Familie bezeichnet, und Abu M., der sich nicht für die jüngeren, dafür aber für die älteren Kinder zuständig erklärt, sondern auch einem Abstinenz- („Ich schaue, dass ich so wenig wie möglich eingreife." Khasib S., Mhg. Syrien) und Evidenzmodell. Letzteres vertritt Malik K., der dem folgt, was er erkannt zu haben glaubt:

> **Meine Frau erzieht [vor allem] die Töchter, [weil] Töchter immer mit der Mutter reden wollen. [....] Mit dem Sohn gehe ich drei Mal die Woche zum Judo. (Malik, Mhg. Tschetschenien)**

Sollte mit den bisherigen Beispielen der Eindruck entstanden sein, es herrschten tendenziell archaische Formen der Erziehung und Familiengestaltung vor, so muss das korrigiert werden. Es gibt sowohl ein individuelles Bemühen („[I]ch habe viele Dinge, die in meiner Kindheit falsch waren, erkannt und bei meinen Kindern nicht wiederholt." (Ilman H., Mhg. Tschetschenien) als auch eine rückhaltlose Übernahme gewaltfreier Erziehung. Eine Ansicht, wie sie bei autochthonen Vätern „Standard" ist (z.B. Patrick K.: „[Ich bin absolut gegen Gewalt], weil ich es auch als Kind so erfahren habe, dass ich eine Watsche bekommen habe ab und zu."), kommt auch bei Vätern mit Migrationshintergrund vor:

> **Hauen geht gar nicht, das bringt nichts, dann werden sie nur noch schlimmer. Meine Frau ist auch nicht streng, wir lieben beide unsere Kinder. Wo es Liebe gibt, gibt es auch keine Probleme. (Enis, Mhg. Türkei)**

Insgesamt zeigt sich ein diverses Bild, das von hierarchischen bis zu partizipatorischen Familienmodellen reicht. Bestrafungen beschränken sich auf die „klassischen" Computer- und Fernsehverbote, körperliche Züchtigung wird abgelehnt. Dabei wird auch nicht übersehen, wie sehr die Erziehung der Kinder einen Teil der Integrationsarbeit ausmacht:

> **Es ist wirklich wichtig, […] dass die Kinder Mitspracherecht haben. Dieses Mitspracherecht ist für die Entwicklung der Persönlichkeit der Kinder wichtig, damit sie in der Gesellschaft besser Fuß fassen können. Wenn wir dieses Mitspracherecht wegnehmen, glaube ich nicht, dass sie später [ein] aktives Mitglied der Gesellschaft werden [können]. (Nuri, Afghanistan)**

Im Übrigen klagen migrantische Väter auch über ganz alltägliche Sorgen, die nichts oder wenig mit ihrem ethnischen und religiösen Hintergrund zu tun haben: Khasib S. zur Frage der Vereinbarkeit von Arbeit, persönlichen Bedürfnissen und Kindererziehung:

> **Es fehlt uns allen einfach an Zeit. Jeder geht in die Arbeit, da bleibt nicht viel für die Kinderbetreuung, die Kinder sind somit isoliert. Manchmal ist es ja auch eine Belastung mit den Kindern, wenn wir ehrlich sind, es bleibt oft nur das Wochenende, sonst ist wenig Zeit. Man braucht ja als Erwachsener auch einmal seine Ruhe. (Khasib, Mhg. Syrien)**

Der Blick auf „österreichische“ (autochthone) Väter zeigt, dass sie in ihrem Verhältnis zu ihren Kindern bemüht sind, auf einen liberalen, auf Konsens basierenden und offenen Zugang zu verweisen. Beispielsweise meint Pascal S. dazu: „[D]as ist das Schlimmste, das man machen kann, die Kinder irgendwo hineinzuzwängen.“). Im Vergleich zu Vätern mit Migrationshintergrund tauchen ganz andere Begrifflichkeiten auf, wenn es um die Erziehung geht. Die Väter wollen ein Vorbild sein, die Pubertät ist für sie (natürlich auch) von Krisen bestimmt, Konflikte müssen ausgetragen werden und die Jugendlichen sollen sich abnabeln.

Die angesprochenen Konfliktthemen betreffen schulische Leistung, außerhäusliche Aktivitäten und Ausgehen sowie Beziehungen ganz allgemein. Die Väter bezeichnen sich selber als „offen“, setzten aber auch Regeln und Grenzen, die sie eingehalten wissen wollen. Es ist ihnen wichtig, nicht *für*, sondern *mit* den Kindern zu entscheiden – wenngleich es ihnen manchmal notwendig erscheint, die Kinder zu ihrem Glück zu drängen.

Als Regel wird etwa das gemeinsame Essen genannt, bei dem es darum geht, Zeit miteinander zu verbringen, sich auszutauschen und auf dem Laufenden zu bleiben. Sofern die Kinder damit gut umgehen, Vereinbartes einzuhalten und nicht auszuufern, haben sie viele Freiheiten. Traditionelle Rollenaufteilungen, wie sie von Vätern mit Migrationshintergrund genannt werden, kommen nicht vor. Im Gegenteil, Manfred B. versucht ihnen entgegen zu wirken – sie „aufzubrechen“ und ihnen nicht gerecht zu werden. Gleichzeitig merken sie aber auch, dass ihnen die gesellschaftlichen Umstände dabei im Weg stehen. Autochthone Väter bedauern, dass Mütter aufgrund finanzieller Gegebenheiten letztlich mehr im Haushalt und weniger im Erwerbsleben stehen und mehr mit Erziehung zu

tun haben als sie selber. Die bekannte Argumentation lautet auch hier: Männer verdienen mehr. Mit anderen Worten: Väter ohne Migrationshintergrund wollen die Ungleichheit in den Erziehungsaufgaben abschaffen (können es aber nicht ausreichend), während Migranten sie als natürlich geben und sogar nützlich für die Erziehung ansehen. Das „österreichische" Erziehungskonzept lässt sich in Georg D.s Worten gut so zusammenfassen:

> **Der beste Pädagoge ist für mich einfach das wohldosierte Leben. Ich bin dann da und unterstütze [die Kinder], wenn sie ein Problem haben und Hilfe dabei brauchen. Altersentsprechende Erfahrungsermöglichung zeigt ihnen dann eh, was geht und was nicht [geht]. Man kann die Grenzen nicht spüren, wenn man sie nicht überschreitet. (Georg, ohne Mhg.)**

Weniger Formalisierung ist eigentlich nicht denkbar. Dennoch werden persönliche Grenzen gezogen, wie in der Frage des „Freund-Seins" mit den Kindern. Für Pascal S. und Georg D. gehört das nicht zu den Aufgaben der Eltern. Hingegen wünscht sich Indra M. genau das:

> **Ich würde gerne mehr wie mit Freunden mit [meinen Kindern] reden. (Indra, Mhg. Malaysia)**

3.7 Väter im Doublebind: Erziehung zwischen vertrauter Herkunft und neuer Umgebung

In öffentlichen Debatten werden schon seit Jahren die Themen Parallelgesellschaft und Integrationsbereitschaft mit teilweise verhärteten Positionen diskutiert. Im Raum steht einerseits das Verlangen der Mehrheitsbevölkerung nach einer möglichst raschen und unhinterfragten Integration, während auf der MigrantInnenseite Vorbehalte laut werden, ob damit nicht Assimilation gemeint ist, in deren Verlauf die ethnischen und religiösen Prägungen zum Verschwinden kommen sollen. Ob bewusst oder nicht, im Hintergrund stehen auf beiden Seiten Fragen der Identität, die sich in Migrantenfamilien als Ängste bemerkbar machen. Das betrifft die Identitätsgefährdung durch Übernahme von „Fremdem" und Identitätsverlust durch Assimilation. Da sich soziale Abläufe nicht per Gesetz fixieren lassen (höchstens Rahmenbedingungen schaffen können), werden die Auseinandersetzungen und Klärungen weiterhin in der Alltagswelt ausgetragen werden. Die täglichen individuellen, beruflichen und öffentlichen Kontakte zwischen den gesellschaftlichen Gruppierungen auf eine bessere Basis zu stellen, sind die beste Voraussetzung für ein konstruktives Zusammenleben. Dieses Bedürfnis nach verstärkten positiven Kontakten wird sowohl von Migranten als auch von nicht-Migranten angesprochen.

Bezüglich der Einstellung gegenüber dem Thema der Integration, lässt sich unter Migranten eine Gemeinsamkeit feststellen: ein Konsens darüber, dass Integration notwendig ist.

Zumeist geben die migrierten Väter an, sie hätten Freunde aus anderen Kulturen, „österreichische Freunde“, bei genauerer Betrachtung sollten diese aber eher als Bekannte bezeichnet werden. Freunde im engeren Sinn sind hauptsächlich aus dem eigenen migrantischen Umfeld. Das wird als Mangel in jede Richtung erlebt. So würde beispielsweise Hussein S. aus Syrien lieber zusammen mit Menschen anderer Nationalitäten im Deutschkurs sitzen. Er vermutet, dass das seinen Lernerfolg steigern würde und macht dazu eine geradezu programmatische Aussage:

> **Die Sprache kann man wirklich am besten durch Kontakte in Österreich lernen, nicht durch den Deutschkurs. (Hussein, Mhg. Syrien)**

Der Logik dieser Aussage kann man sich schwer entziehen. Für Migranten stellt die Sprache ein Schlüsselthema dar, das nicht bloß als organisatorische Aufgabe Bedeutung hat. Die Männer würden gerne mehr Zeit mit ÖsterreicherInnen verbringen, klagen aber über deren fehlende Kontaktfreudigkeit und die damit verbundene Schwierigkeit, Beziehungen zu ihnen aufzubauen. Denn Sprache allein transportiert wenig mehr als eine der Grundstufen der Kommunikation. Für Khasib geht es

> **[…] nicht nur um die Sprache, sondern auch um Werte. Die muss man annehmen. Da gibt es Probleme, ganz klar. Von den Ausländern her gibt es einen Teil, der sich nicht integrieren will. [….] Das ist aber auch total normal, man ändert sich nicht so leicht. [….] Ich kann mich aber auch nur dann integrieren, wenn ich auch aufgenommen werde. Man spürt schon, dass man Ausländer ist, aber ich hatte damit nie ein Problem. (Khasib, Mhg. Syrien)**

Interessant an dieser Aussage ist ein psychologischer Aspekt. Wenn man sich nicht so leicht ändert (oder ändern mag), dann wird man auch Maßnahmen vermeiden, die einen in diese Richtung lenken könnten. Einen viel offensichtlicheren Anteil an den Spracherwerbsbestrebungen spricht Nuri A. aus Afghanistan an. Er gibt zu bedenken, dass mit Integration gleichzeitig oder eigentlich Assimilation gemeint sein könnte. Zu so weitreichenden Schritten seien viele MigrantInnen deshalb nicht bereit, weil sie ihren Wurzeln treu bleiben und nicht mit ihren Traditionen brechen wollen. Die emotionale Verankerung kann sehr stark sein:

Vom Gefühl her bin ich […] Tschetschene, [und] auch nach 100 Jahren hier [in Österreich] bin ich Tschetschene. (Malik, Mhg. Tschetschenien)

Genauso sieht das ein anderer tschetschenischer Migrant. Er möchte nicht nur seine Kultur bewahren, sondern auch den Wunsch danach berücksichtigt wissen:

[J]ede Nation [hat] eine eigene Kultur und [will] nicht assimiliert werden, wir wollen unsere Kultur bewahren. [….] Wir wollen von Österreich verstanden werden, wir wollen eine gute Verbindung schaffen und nicht mehr wie Fremdlinge, wie Feinde betrachtet werden. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)

Die Thematik ist recht komplex, wenn man sich anhört, dass Indra aus Malaysia davon ausgeht, kein Österreicher zu sein. Er ist was er ist – ein Malaysier:

Ich bin kein Österreicher, ich bin Malaysier. [….] Wir wollen auch keine Österreicher sein irgendwann [in der Zukunft]. (Indra M., Mhg. Malaysia)

Die Interviews haben deutlich gemacht, dass es eine Kluft im gegenseitigen Verstehen gibt. Die Mehrheitsgesellschaft ist zu wenig vertraut mit den subtileren Motiven für ein Fortbestehen der ethnischen Identität der Migranten. Die Gespräche mit den autochthonen Vätern zeigen zwar durchgehend ein grundsätzliches Wohlwollen, darüber hinaus weiß man wenig über die Identitätsfragen und Krisen, die mit Migration einhergehen. Allein der so selbstverständliche Erwerb der deutschen Sprache stößt auf Probleme, die jenseits der organisatorischen Bereitstellung einer ausreichenden Anzahl von Deutschkursen liegen.

3.8 Das Sprachenparadox: Deutsch als „Gefahr“

Die Fragen des Spracherwerbs und der Integration wirken bis in die Erziehung hinein und stellen sich dabei als „bedrohliche“ Teile von „Familienprojekten“ dar. So selbstverständlich die Bereitschaft zum Erwerb der deutschen Sprache angenommen wird – weshalb sie zusammen mit Integration immer auch in einem Atemzug genannt wird –, so überraschend sind die Einstellungen der Migrantenväter dazu. Auf ihre Kinder, die zweite oder manchmal auch schon dritte Generation der Zuwanderung, bezogen, löst das Thema „Sprache“ wehmütige Gefühle und Sorgen aus. Was immer sie grundsätzlich darüber denken mögen, von der neuen Sprache geht eine gewisse Gefahr für ihre familiären Zukunftspläne aus. Unten stehende Übersicht soll das Spektrum der Ängste veranschaulichen. Je mehr ihre Kinder (nicht zuletzt durch den Spracherwerb) integriert sind, desto mehr sind Pläne gefährdet, die mit der alten Heimat in Verbindung stehen.

Es wird schwierig werden, wenn ich nach fünfzehn oder zwanzig Jahren wieder nach Syrien zurück kehre und meine Kinder sagen ‚nein!'. Die Kinder haben dann vielleicht die Entscheidungsfreiheit, und wir könnten sie an Österreich verlieren. [….] Das wäre sehr schmerzhaft. (Bassam, Mhg. Syrien)

Die zugewanderten Väter legen innerfamiliär sehr hohen Wert auf den Erhalt ihrer Muttersprache, da sie durch nur diese mit ihren Wurzeln verbunden bleiben. Ein Teil der Familie und Freunde lebt im Herkunftsland, wodurch die Sprache als Kommunikationsmittel unerlässlich bleibt. Dieses Argument ist leicht nachvollziehbar, überraschend aber ist ein Aspekt, der direkt mit der Erziehung ihrer Kinder zu tun hat: Mit dem Erwerb des Deutschen wird offensichtlich ein Prozess eingeleitet, der die Bindungen der Kinder an die Heimat der Väter schwächt oder gänzlich löst. Vor allem die befragten tschetschenischen Väter sind größtenteils besorgt darüber, dass ihre Kinder besser und lieber Deutsch als Tschetschenisch sprechen; sie befürchten, dass diese sich dadurch von ihrem Ursprung entfernen könnten.

Tabelle 2: Das Drehkreuz des Spracherwerbs: Akzeptanz und Dilemma

Drohende Entwurzelung	**Intellektuelle Notwendigkeit**
Wir haben eine starke Bindung mit der Familie in Tschetschenien, und wenn sie sie besuchen fahren, aber nicht mehr Tschetschenisch können, werden sie leben, als wären sie taub und stumm. (Ilman H., Mhg. Tschetschenien)	Ich als Pädagoge finde, die Muttersprache ist als Basis für die Weiterentwicklung sprachlich und gesellschaftlich wichtig. Ich lege mehr Wert auf die Muttersprache, also wir sprechen auf Paschtu, also Afghanisch [zu Hause]. (Nuri A., Mhg. Afghanistan)
Die realpolitische „österreichische" Position	
Ich denke, dass schon die meisten […] sehr wohl bereit sind, auch unsere Sprache zu lernen oder einfach sich zu integrieren, wobei das für mich nicht heißt, dass sie alles ablegen müssen, was sie an Kultur mitbringen. (Patrick K., Österreich)	
Verbaute Zukunft	**Ungebundenheit**
Zu Hause reden wir Tschetschenisch, aber die Kinder […] untereinander nur Deutsch, [was] für die Zukunft der Kinder eine Katastrophe [ist], weil sie bald heiraten werden […] – und mit welcher Sprache sollen sie die Kinder dann erziehen? (Ilman H., Mhg.	[J]etzt rede ich mehr Deutsch mit den Kindern, aber früher habe ich ganz schlecht gesprochen, das wäre ein Problem gewesen, dass die Kinder das auch falsch lernen. (Kakhir I., Mhg. Tschetschenien)

Tschetschenien)	

Es kommen aber auch entspanntere und reflektiertere Positionen vor. Im Vergleich dazu wird bei Nuri A., einem Lehrer aus Afghanistan, in seinem Heim in Wien zwar hauptsächlich die Muttersprache Paschtu gesprochen, was aber keineswegs heißt, dass Deutsch für ihn und seine Kinder nicht ebenso wichtig ist. Nuris Kinder sprechen untereinander Deutsch, nur mit dem Vater immer Paschtu, weil er es von ihnen einfordert. Es wird nicht überall so gehandhabt werden, aber in diesem Pädagogenhaushalt wurde eine Balance gefunden, in der Kulturen und Sprachen als erstrebenswerte Entwicklungschancen angesehen werden.

Man kann es als Muster annehmen, dass sich die migrantischen Kinder gerne in die österreichische Gesellschaft eingliedern, indem sie die Sprache übernehmen, dass aber dadurch die Verbindung zu ihren Eltern angespannter wird. Die diesbezüglichen Schwierigkeiten der Eltern sind mit Sicherheit ein Belastungsfaktor in der Erziehung. Doch auch dies sollte als ein Prozess gesehen werden, der eben Zeit braucht. Es steht nicht immer Unwille und mangelnde Bereitschaft dahinter, wie das die Äußerung Kakhirs in Tabelle 2 belegt.

Der innerfamiliäre Sprachgebrauch kennt viele Varianten und beruht auf individuellen und ungeregelten Praktiken. Migrationshintergründe kommen in vielen Formen vor und so sind auch die Regelungen, die gefunden werden, ein kleiner Hinweis darauf, die „Sprachenfrage“ etwas gelassener zu sehen. In der Familie eines Migranten wird hauptsächlich Englisch gesprochen. Dafür gibt er zwei Gründe an: erstens ist seine Frau aus England, und zweitens arbeitet er in internationalen Organisationen. Die Ehefrau eines anderen Österreichers hat ungarische Wurzeln und spricht mit ihrem Sohn Ungarisch. Zweifelsohne sind auch diese beiden „Modelle“ nicht ohne Einfluss auf die Erziehung. Im Unterschied zu den Migrantenfamilien sehen diese Familien darin natürlich weniger einen Zwang als eine freiwillige Praxis mit pädagogischem Nutzen.

Die Exploration der Lebenswelt der migrantischen Väter zeigt eine deutliche Botschaft: Der Erwerb der deutschen Sprache ist nur ein Einstieg. Es braucht auch den Kontakt zur Mehrheitsbevölkerung. Nur durch ihn wird die Sprache belebt. Andererseits ist für sie der Spracherwerb keine Selbstverständlichkeit, weil er emotionale Bindungen sprengt (teilweiser

„Abschied“ von der eigenen Sprache) und die Zukunft verstellt (nicht mehr in die Heimat zurückkehren zu können, vor allem aber nicht mit den Kindern).

Migranten wird seitens der autochthonen Väter die Bereitschaft zum Spracherwerb und zur Integration durchaus zugestanden (selbst erst kurz eingewanderten Flüchtlingen), gleichzeitig wird ihnen „erlaubt“, sich ihre Kultur zu bewahren und nicht abzulegen (siehe Patrick K. in oben stehender Übersicht).

Was Österreicher über die Integration denken, bleibt vermutlich nicht ohne Einfluss auf die Haltung der Migranten zu dieser Frage. Leider geht ein Teil dieser „privaten“ Einstellungen verloren und es dominieren medial aufbereitete Darstellungen. Betont wird von Österreichern aber die Integration als das offensichtlich erste Erfordernis für eine homogene (integrierte) Gesellschaft, in der Nicht-Integration so viel wie „abgegrenzt“ und „fremd“ bedeutet – mit großem Potential für Konflikte xenophober Natur. Es entsteht ein „Graben“, der immer von neuem überwunden werden muss. Deshalb taucht hier auch die Gretchenfrage der Integration auf, die altbekannt und ungelöst ist: Warum Integration für bestimmte MigrantInnengruppen leichter und von weniger gesellschaftlichen Konflikten belastet ist? Christian K. sieht diesbezüglich einen Zusammenhang mit Religion und vergleicht asiatische MigrantInnen, die bereits nach einer Generation völlig in die Gesellschaft eingegliedert sind und perfektes Deutsch sprechen, mit MuslimInnen, bei denen das seiner Ansicht nach zu einem Großteil nicht funktioniert. (Auf die Tatsache, dass auch „AsiatInnen“ MuslimInnen sein können, können wir hier nicht näher eingehen). Seine dezidierte und pessimistische Meinung dazu lautet:

> **Das ist eben auch das Problem mit dem strengen Glauben. Wenn ich da Dinge befolge, dass ich kein Verhältnis mit jemand Andersgläubigem haben darf, dann sind das lauter schwere Barrieren. Diese auszuräumen ist schwierig. (Christian, ohne Mhg.)**

Etwas komplexer sieht das Gustav S. und benennt dabei eine Bringschuld der Mehrheitsgesellschaft. Ohne ein Entgegenkommen von ihrer Seite kann die Energie fordernde Integration nicht gelingen. Er verlangt daher Rahmenbedingungen für MigrantInnen und deren Integration.

> **Integration ist eine Leistung und für eine Leistung braucht man Energie. Wenn die Energie aber für Fragen aufgewendet werden muss, wie [und] wo man schläft, wo man etwas zu essen bekommt, dann ist keine Energie für eine Integrationsleistung mehr da. Ich finde, wenn man das zu Recht von den Leuten fordert, muss man ihnen die Rahmenbedingungen geben, um diese Leistung erbringen zu können. (Gustav, ohne Mhg.)**

Ein Entgegenkommen in jeder Hinsicht wird notwendig sein. Wenn wir uns hier noch einmal an Hussein S. erinnern, der den erfolgreichen Erwerb des Deutschen an persönliche Kontakte zu Österreichern geknüpft sieht, dann sehen wir hier die Dringlichkeit des Mottos, Integration ist ein Prozess, der von Migranten wie Autochthonen in gleicher Weise als solcher betrieben werden muss. Auf den Punkt gebracht hat es diesbezüglich Rainer N.:

> **Die kommen halt wirklich aus einer ganz anderen Welt und es ist sicher sehr schwer, diese Regeln hier zu lernen. Das geht [nur über ein] wohlwollendes Vorbild und eine ganz normale, menschliche Hilfe auf Augenhöhe. Mit Respekt, aber gleichzeitig mit einer Klarheit, um ihnen zu zeigen, worum es hier bei uns geht. (Rainer, ohne Mhg.)**

Dieser Abschnitt hat uns gezeigt, wie sehr der Spracherwerb und die Integration hochkomplexe Vorgänge sind, für die es keine Patentrezepte gibt. Sie stehen aber immer im Raum, wenn es um die zu bewältigenden Herausforderungen der jungen migrantischen Generation geht. Die Identität der Väter ist von ihrer Herkunft und damit auch von der Vergangenheit geprägt, während die sich formierende Identität der Kinder ihre Anhaltspunkte im Hier und Jetzt der österreichischen Wirklichkeit finden müssen. Diese beiden Wirklichkeiten müssen einem umfassenden individuellen und gesellschaftlichen Sozialisationsprozess angeglichen werden. Dazu braucht es weniger Gesetze als vielmehr gesetzliche Rahmenbedingungen, die mit gelebter Integration von beiden Seiten – dem Mainstream und den MigrantInnen – ausgefüllt werden müssen. Dann kann die Integration vor dem Hintergrund der Migration und ihren ganz spezifischen Anforderungen gelingen. In einer Gesellschaft anzukommen, hängt nicht allein vom Spracherwerb und von Integration – die oft nur eine Scheinintegration ist – ab, sondern davon, ob beides im ständigen Kontakt mit der Mehrheitsbevölkerung auch gelebt wird und werden kann.

3.9 Die Korangeleiteten: Glaube und Erziehung

Unter den Vätern mit Migrationshintergrund sind es eindeutig die Väter muslimischen Glaubens, die den unverzichtbaren Wert der Religion für sich persönlich und für die Erziehung ihrer Kinder betonen. So meinte etwa Mustafa T. selbstbewusst: „Wir glauben ja

an was, wissen Sie, wir sind Muslime!“ Manche Äußerungen reichen geradezu an eine existentielle Dimension heran, wie etwa die beiden folgenden:

> **Religion ist bei uns, als würde man Wasser trinken, das ist unser Leben, das ist einfach so. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)**

> **Erziehung ohne Religion geht nicht. Religion ist wie die Seele der Erziehung. (Mustafa, Mhg. Türkei)**

Nicht alle Einstellungen zu Religion sind derart apodiktisch (siehe Tabelle 3), manche muslimische Väter lassen ihren Kindern einen gewissen Spielraum zum Erlernen gesellschaftlich notwendiger Regeln und umschreiben Religion auch als Hoffnung, die sie den Kindern weiterzugeben gedenken. Entscheidend ist für sie, dass sich die Kinder selbst mit der Religion beschäftigen und selber wissen und erfahren, warum sie gläubig sind. Wovor sie ausdrücklich warnen, ist jedwede „politisierte“ Religion. Im Übrigen sehen sie den Islam dem Christentum gegenüber gleichgestellt und gleichwertig. Im Allgemeinen gelten Unterschiede zwischen den monotheistischen Religionen als gering und nicht zwangsläufig als trennend. Im Gegenteil, für die muslimischen Väter ist die Akzeptanz von Andersgläubigen – im Sinne von Wechselseitigkeit – selbstverständlich. Das heißt aber auch nicht, dass – von besonders gläubigen Muslimen – Unterschiede dennoch gekannt und betont werden.
Eine so klare Stellungnahme für die Religion wird von den nicht-muslimischen Vätern nicht getroffen (siehe Tabelle 4). Was bleibt, sind Orientierungen an den christlichen Werten und Traditionen, die für die Erziehung von Wert sein könnten. Diese fußen aber eher auf ethischen und menschlichen Überzeugungen als auf ein Vertrauen in Religion oder Kirche, die eher skeptisch gesehen wird. Sosehr muslimische Väter geschlossen hinter ihrer Religion stehen, so sehr lehnen manche nicht-muslimische Väter ihre – so man überhaupt davon sprechen kann, dass sie ein Bekenntnis haben – ab. Pascal S. sieht Religion eher als ein überkommenes frühzeitliches Regulativ für vormoderne Gesellschaftsformen. Religion gilt ihm als Ursprung aller Konflikte, mit denen wir auch gegenwärtig konfrontiert sind. Manfred B. hält überhaupt nichts von Religion, auch er äußert sich abschätzig ihr gegenüber, indem er meint, sie sei „mehr etwas für Kinder“.

Tabelle 3: Muslimische Väter und ihre Einstellung zur Religion: eine Auswahl

Statements	Muslimische Respondenten
Religion ist im Allgemeinen eine Hoffnung, und diese Hoffnung muss auch den Kindern gegeben werden. [….] Religion ist wie ein Gesetz, mit dem man verstehen lernt, was gut und was schlecht ist.	Nuri A., Afghanistan
Die Kinder kommen nicht immer mit [in die Moschee], aber besonders für die Söhne finde ich es wichtig, dass sie mitkommen, für die Frauen ist es kein Muss.	Indra M., Malaysia
Ich will Frieden und Gerechtigkeit, das ist unsere Religion – nicht Daesh.	Abdi S., Somalia
Wir sind gläubige Menschen, da ist die Religion egal, es geht um den Glauben. [….] Unser Ziel von Religion ist Frieden, sonst nichts.	Nayeem B., Bangladesch
Ich habe die Bibel gelesen, und wenn ich die mit dem Koran vergleiche, finde ich sehr wenige Unterschiede […]. In beiden geht es darum, dass sich die Menschen verbessern müssen.	Ilman H., Tschetschenien
Das höchste Gut in allen Religionen ist das Leben.	Khasib S., Syrien
Es gibt hier in Österreich Werte, die wirklich zu beachten sind. […] Aber ich bin überzeugter Moslem, das ist mein Recht, wenn ein anderer überzeugter Christ ist, oder Jude ist, das ist deren Recht.	Nuri A., Afghanistan
Wir nehmen andere Menschen als Andersgläubige wahr. Christen, Juden, Atheisten. Die haben ihre Welt, ich meine.	Rafet T., Türkei

Sehr wohl gibt es natürlich Stimmen autochthoner Väter, denen der Glaube wichtig ist. Sie stehen aber in deutlichem Kontrast zu den dezidierten Gegnern. Verbindend für alle ist, dass Kultur und Werte im Vordergrund stehen, der Glaube wird oft nicht einmal erwähnt. Kirchliche Feste werden zwar gefeiert, aber weniger unter dem Gesichtspunkt ihrer religiösen Bedeutung, sondern als traditionelle Familienfeste. Insgesamt zieht sich eine gewisse anerkennende Bereitschaft, dass Religion kulturell und erzieherisch doch von

Bedeutung ist und unabhängig von der Konfession (Buddhismus wird erwähnt, weil er individuelle Freiheiten erlaubt) durch die Antworten.

Tabelle 4: Einstellungen zu Religion unter nicht-muslimischen Vätern: eine Auswahl

Statements	Nicht-muslimische Respondenten
Ich glaube, dass meiner Frau und mir sehr wohl die Religion oder der Glaube wichtig sind. […] Religion ist ein kulturelles Element, auch von der Erziehung her ist sie uns wichtig, […] sie gibt einfach gewisse moralische, ethische Grundwerte.	Patrick K., Österreich
Das Schöne am Buddhismus ist, dass ich für mich verantwortlich bin. Ich bin verantwortlich dafür was ich tu, was ich mache, was ich werde. [Religion ist wichtig als] Rückverbindung, wir brauchen das.	Philipp A., Österreich
Gewisse Werte oder Haltungen, an denen man sich orientiert, finde ich schon wesentlich, nur das ist für mich keine Religion.	Georg D., Österreich
Ohne Weltanschauung geht es nicht, meiner Meinung nach, ohne Religion [aber schon].	Walter M., Sudetendeutscher
Ich bin kein Agnostiker oder Atheist, aber ich stehe dem gesamten Apparat hinter der Religion nicht positiv gegenüber. Im Kontext von moralischen und kulturellen Überlieferungen [ist Religion aber für die Erziehung wichtig].	Andreas N., Deutschland
Diese Religionen sind mehr etwas für Kinder, als bewusster Mensch sollte man das nicht mehr so brauchen. Kirche ist für mich eine Mischung aus Gewalttätigkeit, Aberglaube, Naivität und auch Autorität, eine Mischung, die ich ablehne.	Manfred B., Österreich

3.10 Väterliche Erziehung und Säkularisierung als Problem

Der deutliche Vorrang der Religion unter den muslimischen Migranten wirft die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Religion auf. Welche Einstellungen vermitteln Väter ihren Söhnen bezüglich eines säkularen Staates, in dem die gesetzlichen Regulative nach demokratischen Regeln ausverhandelt werden und religiöse dem untergeordnet sind? Die

Gespräche zeigen, dass die autochthonen Väter bei gleichzeitiger Anerkennung der Religionsfreiheit zwar für eine strikte Säkularisierung sind, ob Religionen als moralische Rückverbindung aber Legitimität haben, darin zeigen sich zwei Positionen mit unterschiedlicher Strenge. Die erste berücksichtigt Religion, sieht den Primat aber im (demokratischen) Staat:

> **Es ist ja die Religion mit ihrem moralischen Anspruch ganz gut als Grundlage zur Überlegung von Gesetzen. Aber natürlich ist das nicht die Instanz dafür, dafür haben wir ja die Demokratie. (Rainer, ohne Mhg.)**

Die zweite Position zieht eine schärfere Trennlinie – zumindest wenn es um religiöse Institutionen und formale Einspruchsrechte geht:

> **[I]ch finde jede Staatsform, die einer religiösen Institution einen Einspruch erlaubt oder auf religiösen Grundregeln beruht, bedenklich. (Andreas, Mhg. Deutschland)**

Muslimische Väter fühlen sich deutlich mehr an „Gesetze" gebunden, die dem Islam entstammen (Nuri A. etwa meint: „Das Gebet, zum Beispiel, ist eine religiöse Vorschrift. Wenn dir der Staat das Beten verbietet, kann ich das nicht akzeptieren, weil es eine Pflicht ist."). Für diese Väter gilt es, ganz andere Grenzlinien zu beachten, als für Väter ohne diese starke religiöse Bindung und Verpflichtung. Es sind nicht die christlichen und humanistischen Werte, die sie bewegen, sondern die dem Islam integralen Gebote. Zwar grenzen sie sich in der Frage der Säkularisierung klar von dem Wunsch nach einer Scharia ab, als Idee und – bei einem entsprechenden demographischen Wandel – als Praxis bleibt sie aber im Raum. Die Ansichten pendeln zwischen mehreren Extremen. Nuri A. etwa plädiert dafür, sowohl die Religion als auch die Verfassung zu respektieren, diese beiden sollten sich aber, so hofft er, nicht im Weg stehen.

> **[In Österreich] gibt es eine Verfassung, [die] gilt für alle. Ich als Person bete, wenn die Verfassung das verbietet, bete ich trotzdem. Nicht draußen, aber in meinem zu Zuhause. Österreich ist ein christliches Land, da gibt es keine Scharia. Wenn hier aber nur Muslime leben würden, dann bitte, dann soll es die Scharia geben. (Nuri, Mhg. Afghanistan)**

Die muslimische Gesetzgebung, die Scharia, ist ein schwieriges Thema. Muslime spüren den Druck, der diesbezüglich vom Mainstream auf sie ausgeübt wird. Neben der bisweilen angezweifelten Integrationsbereitschaft wird dies zu einer Gewissensfrage. In den Antworten zeigen sich zwei Tendenzen: Anpassung und Abwägung. Mustafa T. antwortet mit einem klaren Anpassungsbekenntnis, gleichzeitig aber leugnet er die Existenz der Scharia auf

staatlicher Ebene und will von Daesh (arabisch für ISIS) nichts wissen. Möglicherweise ein Indikator für den Überdruss, mit dieser Frage konfrontiert zu werden. Seine defensive Haltung drückt sich dadurch aus, dass er die Scharia als seine „Privatangelegenheit“ definiert.

> **Wir müssen uns anpassen, so wie es hier ist. Scharia muss ich selber leben. Ich habe hier ein Visum bekommen, also muss ich mich an die Gesetze halten und sie akzeptieren. [….] Es gibt kein Land, wo es die Scharia gibt. Auch nicht in Saudi Arabien. [….] Lass Daesh [ISIS], das geht uns nix an. (Mustafa, Mhg. Türkei)**

Die zweite Position ist ebenfalls pragmatisch, doch die Scharia wird darin weder geleugnet noch aufgegeben. Sie ist schlicht eine Frage der Demographie, wenngleich die Präferenzen in Richtung Demokratie, wie sie in Österreich herrscht, gehen:

> **Wenn alle die Scharia wollen, sagen wir 80 oder 90 Prozent, dann ja. Aber ich sage nicht, das muss sein. [….] [Denn] Österreich ist besser als andere europäische Länder, es hat eine bessere Demokratie, das ist gut für uns. (Nayeem, Mhg. Bangladesch)**

Die dritte Position vertritt etwa der „unpolitische“ Enis T. Er hegt keine Gedanken in Richtung Scharia und beruft sich stattdessen auf Demokratie und Menschenrechte:

> **Bei Politik kenne ich mich nicht aus, da halte ich mich raus. Aber wir haben immer gelernt: Demokratie ist gleich Menschenrechte. Jeder ist frei und hat Meinungsfreiheit. (Enis, Mhg. Tschetschenien)**

Das Verlangen nach Ordnung und Sicherheit kennen wir in vielen Varianten im politischen Leben. Im Allgemeinen als „rechts“ und „rechtsradikal“ bezeichnete Gruppierungen verlangen regelmäßig nach „strengeren Gesetzen“ und „Durchgriffen“. Als Reaktion auf einen als bedrohlich erlebten Zustand der Gesellschaft werden härtere Maßnahmen gefordert. In diesem Licht sind auch einige der Vorstellungen zu sehen, die sich um die Scharia ranken. Sie bergen offensichtlich eine Wirksamkeitskomponente in sich, die mehr Ordnung und Sicherheit verspricht. Indra M. etwa meint, „Es ist ein Problem mit der Demokratie, „ denn wir werden, wie er meint, „mit zu vielen Versuchungen und [Kauf-] Angeboten“ überschwemmt, was „nicht gut“ ist.

> **Manchmal gibt es auch zu viele Freiheiten. [….] Die Scharia ist das Gesetz des Propheten, es kommt von Gott und kann für alle gelten. Gleichzeitig ängstigt es auch die Menschen. Aber wir haben zu viele Freiheiten, also haben die [vom Islamischen Staat] einen guten Nährboden. (Indra, Malaysia)**

Was Religion und Scharia, Staat und Demokratie betrifft, so können wir nicht unbedingt annehmen, dass diese Themen im Familienverband generell diskutiert werden und so einen

Schluss von elterlichen Vorstellungen auf die Einstellungen der Jugendlichen zulassen. Diese Themen sind in den meisten Familien vermutlich nur „atmosphärisch“ vorhanden und viele der Jugendlichen haben ohnehin die Freiheit, sich ihre eigene Meinung zu bilden. Grundsätzlich lässt sich jedoch sagen, dass muslimische Väter in der Erziehung von islamgeleiteten Regeln bestimmt sind. Wie immer auch der väterliche Stil sein mag (befehls- oder diskussionsgeleitet), das Referenzwerk ist der Koran (und nicht – um es überspitzt auszudrücken – Freuds *Einführung in die Psychoanalyse*). Wie das Nuri A. macht, liest sich so:

> **[Jedes Kind] hat das Recht, die Meinung frei und ohne Angst vorm Papa zu sagen. Falls etwas nicht zur Gesellschaft oder zur Religion passt, dann erkläre ich das. Ich zeige ihnen auch, dass das nicht meine Meinung ist, aber dass das zum Beispiel im Koran steht. Im Gesetz steht es so, die Religion besagt das so - ich will da nicht meine Autorität durchsetzen. (Nuri, Mhg. Afghanistan)**

Wie und mit welchem Erfolg väterliche Erziehung bei ihren Söhnen ankommt, behandeln wir in den Kapiteln, die sich mit den Söhnen befassen. Was wir dort aus Sicht der Söhne über die Väter sagen, gilt auch für ihr Verhältnis zu den Söhnen vor dem Hintergrund von Religion und Staat. Väter haben im „Ankunftsland“ einen relativ niedrigen sozialen Status, der auf eine reale Degradierung zurückgehen kann (wenn Akademiker als Handwerker arbeiten) oder aufgrund einer schon bestehenden niedrigen Qualifikationsstufe direkt in schlechter bezahlte und weniger angesehene Beschäftigungen führt. Demgegenüber sind ihre Kinder als Absolventen des österreichischen Schulsystems vergleichsweise besser gebildet und deutlich mehr mit Fortbildungs- und Karrierefragen befasst. (Im Übrigen von den Eltern in aller Regel darin unterstützt, sollen sie doch stellvertretend für sie jene Möglichkeiten nutzen, die ihnen verwehrt waren und sind.) Das ist aber ein Hinweis auf unterschiedliche, vor allem existentiell bedeutsame Interessenslagen. Die Referenzpunkte der Väter beziehen sich häufig auf ihre Herkunftskultur und die Religion als potentielles Gegengewicht zur „anderen Welt“ ihrer Söhne. Das aber bringt sie in eine schwierige Situation, indem sie konsequenter Weise zu „Befehls-„ und weniger zu „Verhandlungshaushalten“ neigen; schließlich auch wenig sensibilisiert sind in pädagogischen „Techniken“.

Die schwierige Ausgangslage für migrantische Väter sollte nicht unterschätzt werden. Konflikte in diesen Familien haben einen weitaus „realeren“ Grund, sind weitaus existentieller als in Familien des Mainstreams. Letzteren wollen wir zwar nicht „Luxusprobleme“ unterstellen, ihre Probleme sollen nicht bagatellisiert werden. Im

Verhältnis zu Migranten-Vätern fehlen hier aber ethnischer und religiöser Druck und die Kategorie der generativen Verpflichtung.

3.11 Der IS als Magnet, Karikaturen als Beleidigung

Islamismus und Jihadismus sind zwei Themen, die sich in den letzten Jahren nicht nur international, sondern auch auf nationaler Ebene verbreitet haben. Sie betreffen keineswegs nur muslimische Jugendliche, wie etliche Beispiele von Konvertiten gezeigt haben. Da es sich dabei um Jugendliche in der Adoleszenzphase handelt, fühlen sich Eltern auch viel unmittelbarer davon bedroht. Ein autochthoner Vater umreißt das Problem ziemlich genau in dem Sinne, wie es in jüngster Zeit auch in der wissenschaftlichen Adoleszenz-Diskussion besprochen wird. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund und mangelnder Einbindung sieht er ein eklatantes Problem mit der Identitätsfindung:

> **[W]enn die zweite, dritte Generation da sind und nirgendwo dazugehören, die suchen alle nach Identität, aber ich kann die Gewalt [gegen Menschen mit anderer Überzeugung] nicht nachvollziehen. [….] Noch dazu wenn man hier [in Österreich] aufwächst […] – [mit der] Möglichkeit, alles zu machen… dass man trotzdem noch anfällig ist, das kann für mich nur mit einer tiefen persönlichen Verletzung zu tun haben, wo man wirklich sagt, dass man nichts wert ist und dort [beim IS] aber wertgeschätzt wird. Dort bezieht man eine Position, dort hat man eine Aufgabe, dort ist man in einer Gemeinschaft. Solche Sachen müssen es sein. Aber dass das so tief geht, dass man zu solchen Grausamkeiten fähig ist, das ist mir unverständlich. (Pascal, Mhg. Österreich)**

In Frage stehen nicht nur die elterlichen erzieherischen Kompetenzen, ihre Kinder davon abzuhalten, sondern auch ob und inwiefern sie gewisse Sympathien für eine extrem radikale Interpretation des Islam hegen. Ein Vorurteil, dem (muslimische) MigrantInnen regelmäßig ausgesetzt sind. Was als gesellschaftlich dringliches Thema erscheint (Was tun angesichts von Terroristen?), muss aber nicht in allen Familien den Alltag bestimmen. So meint Rafet T.:

> **Terror ist nicht das Hauptthema [zu Hause] – aber ich korrigiere meine Kinder [wenn nötig]. Wir sind zu 100% gegen Terror. Da fährt die Eisenbahn drüber. [Doch] wir haben nur eine Welt, keine zweite, wo wir die alle hinschicken können. (Rafet, Mhg. Türkei)**

In einer qualitativen Studie geht es nicht um Repräsentativität in quantitativer Hinsicht. Ob insgesamt signifikant mehr Väter für oder gegen radikalislamische Ansichten sind, lässt sich damit nicht beantworten. Was wir aber erheben können, sind die Denk- und Argumentationsfiguren, die Väter zu dieser Problematik äußern. Eine weitere Anmerkung ist erforderlich: Es betrifft den unklaren Gebrauch des Begriffs „Dschihad“. MuslimInnen

betonen immer wieder seine Bedeutung als „Anstrengung auf dem Wege Gottes“ zurecht zu rücken. Das Argument ist bekannt und wird auch von uns so akzeptiert. Andererseits ist es aber auch nicht falsch, ihn in seiner Bedeutungserweiterung als „Heiliger Krieg“ zu verstehen.

Von keinem der befragten Väter wird der so genannte Islamische Staat positiv gesehen. Es gibt keinerlei Sympathie für ihn und es wird auch Gewalt im Zuge des Dschihad abgelehnt. Der typische Reflex auf die Frage nach dem Zusammenhang von Dschihad, IS und Jugendlichen, die sich dafür entscheiden, lautet:

> **Nein, [das] kann ich nicht, ich kann es aus meiner Weltanschauung nicht nachvollziehen und kann es nicht verstehen, warum Jugendliche diesen Weg wählen. (Walter, Mhg. Deutschland)**

Was jedoch auffällt, ist in beiden Fällen (bei Migranten wie Autochthonen) ein bisweilen ratloses Bemühen, das Phänomen zu verstehen. Andreas N. äußert zunächst sein Unverständnis, zieht dann aber als Erklärungsversuch eine historische Parallele:

> **Als Vater [und jemand], der keine besondere religiöse Überzeugung hat, [kann ich das] schwer [verstehen]. Als jemand, der […] gerade Hemingways ‚For Whom The Bell Tolls‘ über den spanischen Bürgerkrieg [liest], in den […] junge Menschen eingezogen wurden, weil sie versucht haben, gewisse Werte zu vertreten - ja, dann kann ich das zumindest größtenteils schon verstehen. Es ist eine unglaubliche Propagandamaschinerie dahinter, Menschen werden Sachen vorgegaukelt, die nicht wirklich existieren und die sie erst wirklich erfahren, wenn sie dort sind. (Andreas, Mhg. Deutschland)**

Sowohl migrantische als auch autochthone Väter versuchen sich an einer Analyse der Phänomene Dschihad und ISIS. Als Grund für die Radikalisierung Jugendlicher werden Vernachlässigung durch die Eltern, fehlende Akzeptanz in der Gesellschaft und leichte Beeinflussbarkeit genannt.

> **Europa ist ein Kontinent des Wohlstandes, [der] Menschenrechte [und] Freiheit. Wenn alle diese guten Faktoren für […] andere [in Syrien etc.] nicht [existieren], dann gibt es natürlich Gruppierungen, die das für sich ausnutzen und die Jugendlichen wie einen Magnet zu sich ziehen. Sie behaupten, dass sie keine Rechte hätten, dass sie beleidigt würden, und dass sie sich jetzt befreien müssten. Dieser Befreiungsschlag soll im Irak, in Syrien passieren. Und die Jugendlichen, die keine Perspektive haben, keine Hoffnung haben, die oft keine Ausbildung haben, ziehen dann dort hin. [….] Setzen wir uns zusammen und lösen das Problem gemeinsam, dann zieht keiner in den Jihad. (Nuri, Mhg. Afghanistan)**

Es fehlt natürlich nicht an Schwarz-Weiß-Malerei. Sicher ein Ausdruck der allgemeinen Ratlosigkeit, wie diese Phänomene zu verstehen und in den Griff zu bekommen sind. Mustafa T. äußert sich mit einer Mystifikation, indem er die Ursachen im Westen ausmacht, seine Heimatregion aber idealisiert:

> **Und woher kommen die […] Actionfilme und Spiele? Aus den USA, aus dem Westen, aus Europa. Wenn sie islamische Filme anschauen, dann sehen sie Charakter, Benehmen [und] Herzlichkeit. Dschihad heißt eigentlich Anstrengung. [….] Die, die hingehen, sind ungebildet. (Mustafa, Mhg. Türkei)**

Bei Migranten kommt ein wesentlicher Gesichtspunkt hinzu, der bei den Autochthonen in dieser Form nicht greift. Wie wir gesehen haben, führen Letztere vielleicht historische Parallelen als Erklärung an, Migranten berufen sich aber auch auf aktuelle bzw. Ereignisse aus ihrer jüngsten Vergangenheit. Der Faktor „persönliche Erlebnisse“ sollte nicht unterschätzt werden, wenn eine unhinterfragte Integration verlangt wird. Migranten sind darin doppelt gefordert: zum einen leben sie mit ungeheuren Kriegserlebnissen – entweder selbst erlebten oder in der Familie weiter erzählten –, zum anderen sollen sie das aus ihrem Denken verbannen – den Mainstream gewissermaßen nicht damit befassen. Das ist in keinem Fall leicht, und Nuri A. nimmt dabei Europa in die Pflicht. Das folgende Beispiel mag einen Eindruck vermitteln, wie Migranten damit umgehen.

Terror ist für mich Terror, ob den ein Staat, eine Gruppe oder eine Einzelperson begeht, da ist kein Unterschied. Bei der Hochzeit einer Verwandten wurden 64 Menschen getötet, weil die Amerikaner die Hochzeit unter dem Vorwand der Taliban[bekämpfung] bombardiert haben. Drei Tage später hat man die Hände der Braut in einem Baum gefunden. Es waren nur Frauen und Kinder dort bis auf den Bräutigam. […]Die radikalen Gruppen nützen das aus [und] sagen, dass ihre Kinder von den Amerikanern umgebracht wurden. Aber dann komme ich wieder zu der Aussage meines Vaters zurück, dass man Blut nicht mit Blut waschen kann, sonst geht die Spirale der Gewalt weiter. [….] Von Europa erwarte ich mehr. Europa ist gegen die Todesstrafe, für Menschenrechte. [….]Man kann mit anderen Methoden gegen Terror, gegen Verletzungen von Menschenrechten vorgehen, nicht nur mit Bomben und Drohnen und Krieg. (Nuri, Mhg. Afghanistan)

Übereinstimmung herrscht hinsichtlich der Ursachen aus einer gestörten Adoleszenzphase. Die Palette reicht von „gestört“ bis „dumm“.

Ich kann‘s nicht sagen… Meine Schätzung: Die sind in ihrer geistigen Entwicklung noch nicht so weit. Sie sind leicht zu beeinflussen, von den Ideen angezogen und finden Sachen gut, auch wenn sie nicht gut sind. Manche wollen Batman werden oder Tarzan, das ist mir wurscht. Aber diese Jugendlichen sind von der Gesellschaft, von ihren Familien vernachlässigt, das hat nichts mit reich oder arm zu tun. (Khasib, Mhg. Syrien)

Ziemlich klar wird erkannt, dass gewalttätiger Extremismus das Produkt vieler Faktoren ist. Dazu gehören negative persönliche Dispositionen, Gelegenheiten und Zufälle.

Wenn ein Muslim [in der Schule] eine schlechte Note bekommt, und in seinem Land ist Krieg, und er geht ins Netz, dann kann Schlimmes passieren. (Abdi, Mhg. Somalia)

Terrorforschung gibt es mindestens seit den frühen 1970er Jahren als Reaktion auf die Terrorattacke während der Olympischen Spiele 1972 in München und dem RAF-Terror, der nahezu 20 Jahre in Westdeutschland andauerte. Die Wissenschaft ist intensiv bemüht, Motivationsszenarien zu analysieren, die Jugendliche auf den Pfad des Extremismus führen. Das ist auch für Rafet T. so, der damit eigentlich nur die allgemeine Ratlosigkeit aller Väter belegt. Was Terror, Dschihad und ISIS für Phänomene sind, kann jenseits abstrakter Definitionen und persönlicher Vermutungen von den meisten Vätern nicht wirklich benannt werden. Deshalb meint ein Vater, den die Ungewissheit plagt:

Man muss einmal wissenschaftlich erforschen, welche Kinder gehen denn dorthin? Das sind die, die keine Erziehung haben, keinen Platz in der Gesellschaft, keine Arbeit usw. die machen das. Ich weiß [von keinen] normalen Jugendlichen, […] die weggegangen sind. Ich bin oft mit 100 oder 150 Jugendlichen zusammen, die sind alle dagegen. Wenn sie aber nichts haben, dann ist ihnen fad und dann machen sie das. (Rafet, Mhg. Türkei)

Auch von den autochthonen Vätern werden vergleichbare Argumente vorgebracht. Sie vermuten eine Marginalisierung der Jugendlichen hinter deren Entscheidung, für den Islamischen Staat zu kämpfen. Der Wunsch nach Zugehörigkeit, Anerkennung, Identifikation und Selbstverwirklichung spielt in Kombination mit unzureichender Bildung, Perspektivenlosigkeit, Überforderung und Flucht in ein mit Religion verbrämtes einfaches System eine Rolle. Unter diesen Gesichtspunkten lassen sich die Motive extrem radikaler Jugendlicher nachvollziehen, wie aus der folgenden Äußerung hervorgeht:

Das ist ja eigentlich ein positiver Ausdruck. Sie glauben, sie kämpfen für das Richtige und für das Gute. Natürlich kann man das leider nachvollziehen. (Rainer, ohne Mhg.)

Autochthone Väter kämpfen aber auch mit einer für sie keineswegs einsichtigen Glaubensgrundlage, die sie als Mitursache für den Terror einschätzen.

Der Islam lässt diesen Weg [zum Dschihad] so wunderbar schön offen, der ganze Koran ist ja durchdrungen von Extremismus und Gewalt, und daher geht das mit dem Dschihad ganz leicht. (Christian, ohne Mhg.)

Eine negative Ansicht dem Islam gegenüber entspricht jedoch nicht der allgemeinen Haltung, es werden im Gegenteil Islam und Terror als klar voneinander getrennt betrachtet. Wodurch der Islamische Staat überhaupt erst entstehen konnte, diese Frage lässt Raum für Spekulationen und Theorien zu, die von einem Machtvakuum in den betroffenen Gebieten handeln. Ein Begriff, wie ihn Timothy Snyder (2015) verwendet – nämlich „failed state“ – kommt allerdings nicht vor. Die Intervention im Irak kommt immer wieder als Argument vor. Der Islamische Staat wird weiters mit einer territorial und finanziell mächtigen Sekte verglichen. Autochthone Väter sehen das Alter des Islam aufs Engste mit seinen mittelalterlichen Praktiken (Scharia, Todesstrafe) verknüpft und vergleichen ihn darin mit dem frühen Christentum der Kreuzzüge.

Es gibt einen einhelligen Konsens, gegen den IS, Terror und Radikalisierung müsse dringend etwas unternommen werden. Allerdings reicht das Spektrum von Resignation bis zur Forderung von militärischen Konsequenzen.

Ich habe keine großen moralischen Bedenken, dass jetzt militärisches Eingreifen das Beste ist gegen ISIS, das ist für mich okay. [….] Also wenn sie sich einmal politisch und machtpolitisch so entwickeln, muss man das ernstnehmen. (Walter, Mhg. Deutschland)

Die mörderische Reaktion auf die Mohammed-Karikatur von Charlie Hebdo (das war zur Zeit der ersten Interviews ein aktuelles Ereignis) fallen bei den muslimischen Männern eindeutig aus. Für sie ist es eine Verletzung der muslimischen Würde. Als Gläubige würden sie die Angriffe auf den Propheten Mohamed persönlich nehmen. Sie fassen es als wiederholte Provokation ihnen gegenüber auf und wollen das auch unter dem Argument der Meinungsfreiheit nicht hinnehmen.

Es kommt natürlich darauf an, wer beleidigt. Wenn es Unwissende sind, dann ist es nicht so arg. Wenn es aber von jemandem Gehässigen kommt, der alles weiß und was damit erreichen will, ärgert es mich. (Khasib, Mhg. Syrien)

Die nicht-muslimischen Väter haben bei diesem Thema eine gespaltene Meinung. Einerseits pochen sie auf „absolute“ Meinungsfreiheit und verlangen, dass eine Religion das aushalten muss, selbst wenn sich jemand über sie lustig macht. Da er selbst den Koran gelesen hat und die Inhalte für zu verurteilend hält, vertritt Christian K. hierbei einen extremen Standpunkt. Er fordert sogar dazu auf, Mohammed „so heftig [zu] kritisieren, wie es nur geht.“ Andererseits sehen andere Väter gewisse Grenzen und warnen vor unnötigen Provokationen:

Satire soll möglich sein, aber es gibt eine Grenze zwischen Satire und Beleidigung, es kann schon zu weit gehen auch. [….] Aber Satire ist gut, ein gewisses Maß an Provokation ist gut, wenn es konstruktiv ist. (Gustav, ohne Mhg.)

Das halte ich für einen problematischen Liberalismus, […. ich finde ihn] teilweise sehr gefährlich, weil er so arrogant ist, so anmaßend (Manfred, ohne Mhg.)

Die Väter lassen sich in ihrem Leben nicht von Terroranschlägen einschränken. Sie fühlen sich zwar bedroht – vor allem direkt nach einem Anschlag herrscht ein gewisses Gefühl von Unbehagen, das aber sehr schnell wieder verblasst. Das Leben anders zu führen, hat niemand als Konsequenz erwogen, jedoch wird über Reisen in gefährdete Gebiete zwei Mal nachgedacht. Im Grunde herrscht Rationalisierung vor:

Ich fühle mich überhaupt nicht unsicherer, weil das Leben aus meiner Sicht viel mehr Risiken birgt als ein Terroranschlag. (Karl, ohne Mhg.)

Bei jedem Oktoberfest werden die Übergriffe an Frauen stillschweigend zur Kenntnis genommen, es wird nicht thematisiert, sondern kulturalisiert. (Georg, ohne Mhg.)

Die migrantischen Väter machen sich vor allem Sorgen über das Bild, das andere von ihnen haben, da der Terror im Namen ihrer Religion geschieht. Inwiefern dieser Extremismus aber wirklich mit ihrem Glauben zu tun hat, ist ein polarisierendes Thema. Moslems selbst sehen sich zu Unrecht „in die Ecke der Terroristen" gedrängt. Das suggeriere bei den Menschen einen genuin gewaltbereiten Islam und führe zu einem Generalverdacht, der MuslimInnen verletzt und ihnen noch mehr Bürden auf dem Weg in die Akzeptanz in Österreich auferlegt.

Auch die nicht dem Islam angehörigen Väter sehen das mehrheitlich so - grundsätzlich führt diese „Klerikalisierung" laut Georg D. aber nur zu mehr Konflikten bzw. lässt sie überhaupt erst entstehen, weil es dadurch zu einer Diskussion über persönliche Ideologien kommt. Christian K. als heftiger Islam-Gegner vertritt hier wieder eine radikale Position.

Ich halte den Islam nicht für eine Religion, ich halte ihn für eine Ideologie, für ein hochpolitisches Konstrukt, das viel mit Faschismus und Rassismus und anderen, unguten Sachen zu tun hat. Also ich vermische das sehr wohl, weil es vermischt ist.[….] Ich glaube, im Islam sind die Grenzen vollkommen fließend und nur wir sind bemüht, da eine Grenze zu setzen, weil es beruhigend [für uns] ist. (Christian, ohne Mhg.)

Es sind die so gegensätzlichen Positionen, die zu denken geben. Sie sind für uns Symptome der weitgehend nebeneinander lebenden migrantischen und autochthonen Familien. Beide Seiten denken tief über die bestehenden Probleme nach, wissen aber wenig voneinander. Es fehlt ganz offensichtlich ein vertrauensbildender Konsens. Welche Orientierungen geben wir den Jugendlichen, wenn jede Seite zwar konstruktive Vorstellungen entwickelt, diese aber kaum untereinander austauschen? Im autochthonen Mainstream ist die Analyse wie sie ein syrischer Migrant präsentiert, vermutlich noch nicht angekommen:

Die aktuellen Ereignisse zwingen einen zum Nachdenken darüber, wie kompliziert die Gesellschaft geworden ist und auch darüber, dass man ein System braucht. Die beste Form ist Demokratie: Demokratie ist vielleicht vom Namen her fremd, aber es gibt keinen Widerspruch zum Islam. (Khasib, Mhg. Syrien)

Migrantische wie autochthone Väter nehmen ihre Erziehungsaufgaben ausgesprochen ernst. Was fehlt, sind Plattformen des regelmäßigen Austausches untereinander. Derzeit wird zu häufig mit Vorurteilen operiert, die tendenziell durchaus richtig sein mögen, in der Substanz

aber selten überprüft sind. Das geht nur mit einem Bekenntnis zum Dialog, in dem sich Väter und Söhne (und natürlich alle anderen Beteiligten) in ihren wechselseitigen Anliegen und den Integrationsbemühungen der migrantischen Familien respektiert fühlen können.

3.12 Die Zukunft der Kinder aus der Sicht der Väter

Unter den migrantischen Vätern herrscht Einigkeit darüber, dass ihre Kinder eine gute Ausbildung absolvieren sollen, Matura und Studium stehen hier an oberster Stelle. Es geht ihnen immer um eine bessere Ausgangslage für ihre Kinder. Es geht ihnen aber nicht allein um eine persönliche Besserstellung, sondern um einen positiven Beitrag zur österreichischen Gesellschaft. Vorstellungen hinsichtlich bestimmter Berufe gibt es keine.

Autochthone Väter haben vergleichbare Pläne für ihre Kinder, wobei auch ihnen der Schulabschluss – idealerweise die Matura – ein Anliegen ist. Ansonsten hoffen sie, dass die Kinder sich selbst finden und eine glückliche Zukunft mit dem für sie richtigen Beruf haben werden. Der Tenor lautet etwa so:

> **[Ich würde] meinen Kindern wünschen, […] dass sie tatsächlich das machen können, was ihnen Spaß macht und sie erfüllt und sie nicht auf Geld verdienen schauen wollen und müssen. (Karl, ohne Mhg.)**

Gewisse Berufswünsche rufen in den Vätern zwar Unbehagen hervor, genannt wurden hier sehr spezielle Tätigkeiten wie Tierpräparator, Waffenhändler oder YouTuber, aber auch religiös motivierte Berufe wie Imam oder Pfarrer würden von einigen Vätern nicht gebilligt werden. Trotzdem wird den Kindern weitestgehend freie Hand gelassen.

Die Kinder zur Ausbildung ins Ausland zu schicken, ist eher unter den autochthonen Österreichern verbreitet. Für Migranten werden die Möglichkeiten in Österreich als vergleichsweise sehr gut angesehen. Über die grundsätzliche Integration per Ausbildung und Beruf gibt es für sie keinen besonderen Ehrgeiz. Hier unterscheiden sie sich von den Autochthonen, die – wie beispielsweise Georg D. und Gustav S. – ihre Kinder extra dazu ermutigen wollen, mit einem freiwilligen sozialen Jahr oder mit einer Mitarbeit bei der Caritas einen positiven Beitrag für die Gesellschaft zu leisten.

Es herrschen aber auch Sorgen unter den Vätern, wenn sie in die Zukunft ihrer Kinder blicken. Die Arbeitsmarktsituation für Jugendliche mit Migrationshintergrund ist bekannt. Nuri A., der mit der Situation vertraut ist, bringt es auf den Punkt:

Speziell Jugendliche, die jetzt hierher kommen, können kein Deutsch, das Arbeitsamt ist verschlossen für sie, sie haben keine Beschäftigung, zu viel Zeit. (Nuri, Mhg. Afghanistan)

Ängste bezüglich der Berufsaussichten ihrer Kinder tauchen auch bei autochthonen Vätern auf. Patrick K.s lapidare Feststellung, dass es „heute viel schwieriger [sei], einen Job zu finden“, wird von einem anderen Vater mit einer Analyse unterlegt:

Als Vater sehe ich ihre Zukunft auch mit Sorge. Ich finde, ich habe es leichter gehabt. [….] Die weltpolitische Lage finde ich schwieriger als früher, viel Unsicherheit besteht, ständig gibt es eine Krise – die Finanz-, die Wirtschafts- [und] die Flüchtlingskrise. [….] Die Frage [ist], wem man vertrauen kann? Früher war das mit dem Vertrauen noch nicht so ein Thema. (Gustav, ohne Mhg.)

Nach den auf die Jugend zukommenden Problemen befragt, reagieren autochthone und nicht-autochthone Väter relativ unterschiedlich. Unter den Migranten wird versucht, Schuld und Ursache an gesellschaftlichen Problemen im Umfeld, außerhalb der Familie und insbesondere an anderen Jugendlichen festzumachen.

Wir haben Angst vor den Freunden der Kinder, wir erklären den Kindern, mit wem sie Freunde sein sollen. (Aladdin, Mhg. Syrien)

Das eigene Zuhause wird nicht problematisiert, wenn es um die Identifizierung jugendlicher Devianz geht. Im Gegenteil, es wird ins Zentrum gerückt:

Das sind die Jugendlichen, die das auf der Straße, in der Schule lernen, aber nicht zu Hause. Alles kommt vom Raum, vom Umfeld. (Malik, Mhg. Tschetschenien)

Wenn das eigene Zuhause zur „moralischen Anstalt“ stilisiert wird, impliziert das eine gewisse besorgte Haltung den Heranwachsenden gegenüber, wenn es um familiäre Außenkontakte geht. Im öffentlichen Raum gibt es nach Ansicht Ilman H.s keine institutionellen Strukturen, weshalb sich hier Dinge abspielen, die sich dem Einfluss und der Kontrolle der Väter entziehen.

Die heutigen Jugendlichen haben keine Unterstützung. Sie treffen sich dann auf öffentlichen Plätzen, lernen dort schlechte Jugendliche kennen, nehmen Drogen, rauchen, trinken, das ist nicht gut. Wir müssen mehr mit den Jugendlichen arbeiten. (Ilman, Mhg. Tschetschenien)

Den Hinweis „mehr mit den Jugendlichen arbeiten“, möchte Ilman H. übrigens auch auf Frauen und Mädchen bezogen wissen. Das zeigt, dass unter migrantischen Vätern ein weitreichendes Bewusstsein von der Komplexität der Lage herrscht, in der sie sich und die

Gesellschaft insgesamt befinden. Eine Jugend ohne Perspektiven stellt eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung dar:

> **Wenn den Jugendlichen nicht die richtige Richtung gezeigt wird, dann werden sie benutzt für schlechte Sachen. Das sehen wir auch schon mit der Radikalisierung. (Kakhir, Mhg. Tschetschenien)**

Autochthone Väter sehen das Verhältnis von Jugend und Problemverhalten etwas gelassener. Die Frage, ob sie in letzter Zeit einen zahlenmäßigen Anstieg von „Jugendlichen auf der schiefen Bahn“ erkennen würden, verneinen sie. Für sie gibt es diesbezüglich auch keinen Unterschied zur eigenen Jugendzeit. Was sie jedoch ganz ebenso wie migrantische Väter hervorheben, sind „Fehler im System“. Ihrer Ansicht nach gibt es zu wenig Angebote für Jugendliche und es herrsche eine gewisse Perspektivenlosigkeit, die die Jugendlichen in falsche Kreise abdrängen könnte.

> **Ich glaube, dass man die Jugendlichen beschäftigen muss. Das fängt mit der Ausbildung an, geht dann weiter, dass sie einen Job haben und damit einen Ankerpunkt im Leben. Da können aber die Jugendlichen nicht wirklich etwas machen, das sind einfach die gesellschaftlichen und wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen, dort muss man ansetzen. (Patrick, ohne Mhg.)**

Dass die Schaffung von Rahmenbedingungen und positiven Orientierungen zu den Aufgaben der Elterngeneration gehören, darin herrscht Einigkeit. Georg D. kritisiert einen Prozess, durch den sich „die Gesellschaft“ von den Jugendlichen wegbewegt. Es ist daher nicht Aufgabe der Jugendlichen, die Zukunftschancen zu generieren:

> **Die Jugendarbeitslosigkeit liegt auch nicht an Jugendlichen, das liegt daran, dass sich kein Unternehmen mehr einen Lehrling antun, sondern fertige Menschen beschäftigen will. Die Welt, an der sie teilhaben sollten, um sich orientieren zu können, entzieht sich immer mehr den Jugendlichen, nicht die Jugendlichen der Welt. (Georg, ohne Mhg.)**

Das enthebt die Jugendlichen keineswegs ihrer Verpflichtung, sich aktiv einzubringen. Wenn die Rahmenbedingungen stimmen, kann von ihnen auch Engagement verlangt werden. Trotz klarer Ursachenanalyse und Verantwortungszuschreibung, ein gewisses Misstrauen kommt dennoch fallweise auf. Der Verdacht steht im Raum, dass Jugendliche selbst zu schnell aufgeben, ihnen laut Philipp A. „der Biss“ fehle. Manche Jugendliche wollten die nötigen Anstrengungen nicht gern auf sich nehmen oder sehen auch der Zukunft sehr besorgt entgegen.

> **[Mein Sohn] fragt sich, was er überhaupt noch machen kann, mit der Überzeugung, dass es abwärts geht, und das muss man aus der Welt schaffen. [Sie müssen die] Dinge anpacken. (Walter, Mhg. Deutschland)**

Philipp A. würde den Jugendlichen deshalb raten, was immer sie machen, es gerne zu tun. Oder, im Umkehrschluss, immer nur das zu tun, was sie gerne machen. Als „Fluch des Westens“ bezeichnet es Rainer N. sogar, dass alles, was an Fähigkeiten in der Jugend vorhanden ist, letztlich in eine Sackgasse münde.

In der Situationsanalyse „Zukunft der Jugendlichen“ liegen die autochthonen und migrantischen Väter nicht sehr weit auseinander. Doch während die Väter mit Migrationshintergrund die Familie als Basis einer gesunden Entwicklung betrachten, empfehlen autochthone Väter ihren Kindern ein kritisches Denken gegenüber gesellschaftlichen Einflüssen und Mächten. Sie sollten nicht alles so hinzunehmen, wie sie es hören, Informationen in jedem Fall kritisch hinterfragen, um sich dann ein eigenes Bild zu machen. Nach Pascal S. gilt es,

> **[d]en Medienterror zu hinterfragen, was auf einen einprasselt an Werbung und Geschichten. Kritisch zu beleuchten, welche Konzerne, welche Absichten dahinter stehen, welche Umweltauswirkungen das hat, solche Sachen. Was ist gesteuert, soll ich diese Marke haben, brauche ich es wirklich, zahlt es sich aus? Kritisches Denken einfach. (Pascal, ohne Mhg.)**

Auf einen knappen Nenner gebracht, können die beiden Positionen mit Familie versus Individuum umschrieben werden. Um den Jugendlichen die Basis für eine gesicherte Zukunft zu bereiten, betonen die migrantischen Väter die Familie als Ort der Reifung aus Elementen der Herkunft und dem in der österreichischen Gesellschaft Vorgefundenen. Sie sind sich, wie Aladdin S., eher sicher, dass die „Kinder großen Respekt [vor uns] Eltern haben.“ Sicher auch gute Voraussetzungen für die größere Aufgabe der Integration:

> **Es gilt, dass wir die Kinder integrieren. Das müssen wir selber schaffen, mit beidem, das was wir von zu Hause haben, das wie es hier ist. (Djamal, Mhg. Syrien)**

Indra M. schließt hier sogar den Kreis vom Respekt der Kinder auf den, der er für seine Eltern und darüber hinaus für den Propheten Mohammed empfindet.

[Besonders beeindrucken tun mich] meine Eltern. Und Mohammed. (Indra, Mhg. Malaysia)

Die autochthonen Väter hingegen empfehlen für eine harmonische gemeinsame Zukunft die Erziehung zu kritischem Denken. Diese Vätergruppe begegnet hierarchischen Strukturen mit großer Vorsicht.

4 Conclusio

Migration hat seit ihren Anfängen in den 1960er Jahren, als erstmals mit den sogenannten „Gastarbeitern“ die ethnische Durchmischung der österreichischen Bevölkerung begann, viele neue Varianten mit immer neuen Fragestellungen entwickelt. Fremdenfeindlichkeit war von Beginn an ein Thema. Etwa wenn wir an die österreichweite Plakataktion denken, in der ein österreichischer Bub die Frage stellt: „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric. Warum sogns‘ zu dir Tschusch?“ In der Folge wurde thematisiert, was wir übersehen haben könnten – bekannt unter dem Etikett: „Wir haben Arbeitskräfte gerufen und es kamen Menschen“. Das war der Beginn der öffentlich ausgetragenen Integrationsdebatten.

Die diesbezüglichen Schlagworte lauten „Parallelgesellschaft“, „Assimilation“ und „Integration“. In jüngster Zeit taucht auch der Begriff der „Inklusion“ auf.

Es wurde nicht nur in den letzten Jahrzehnten schon viel versäumt, wir stehen heute den wachsenden Herausforderungen relativ ratlos gegenüber. Ethnien und Religion der neuen Zuwanderer sind zwar vergleichsweise dieselben, die Gründe ihrer Zuwanderung haben aber nichts mit der Einladung zur Mitarbeit (am wirtschaftlichen Aufschwung) von damals zu tun, sondern stammen aus Zwängen wie Krieg, Armut und Verfolgung in ihren Heimatländern. Während sich die soziodemographischen Rahmenbedingungen ständig gewandelt haben, blieb die alte Frage nach dem Zusammenleben von Minderheit und Mehrheit, Zugewanderten und Einheimischen weiter aktuell und in weiten Bereichen ungelöst.

Es ist eine unleugbare Tatsache, dass sich an den „Kontaktstellen“ zwischen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund und der Mehrheitsbevölkerung die kulturellen und religiösen Unterschiede nicht nur als Bereicherung, sondern auch als (kulturelle) Konflikte zeigen. Die Orte sind der Arbeitsplatz, der Ausbildungsplatz, die Schule und der öffentliche Raum inklusive der Nachbarschaften. Die meisten dieser Konflikte werden als "normal" und auf Missverständnissen und Unwissenheit beruhend eingeordnet, können sich aber leider auch als gesellschaftliche Phänomene wie Islamophobie, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus verselbständigen, wenn Elemente der "großen Politik" (Soziales und Sicherheit, Terror, EU-Türkei Kontroverse etc.) dazu kommen. Dadurch drohen virtuelle Parallelgesellschaften als Ausdruck von Rückzug der Migrantenfamilien und Ausgrenzung durch den Mainstream zu entstehen. Wir sollten hier aber keine Schuldzuweisungen vornehmen, denn diese Parallelisierung ist von den meisten Akteuren nicht gewollt, leider aber ein Faktum, das aus der Hilflosigkeit gegenüber diesen Phänomenen stammt. Um die eigentlichen Motive zu

erkennen, bedarf es einer Analyse der jeweiligen Innenverhältnisse: Wie denken MigrantInnen im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung? Im Falle unserer Studie war es ein Teilaspekt, dem wir nachgingen, indem wir Väter und Söhne aus migrantischen und nicht-migrantischen Familien befragten. Die drei Kernbereiche der Analyse umfassten folgende Fragen:

Welche Strukturen herrschen in migrantischen Familien im Vergleich zu autochthonen vor?

Welche Vorstellungen haben migrantische Jugendliche von ihrem Aufwachsen in ihren Familien und ihrem Leben in Österreich?

Welche Einstellungen haben vergleichsweise autochthone Jugendliche zu denselben Fragen?

Wir haben einen qualitativen Forschungsansatz gewählt, da wir stärker in die Tiefe des Denkens und Handelns migrantischer Familien gehen wollen, über das wir nach wie vor wenig wissen - wie sie sich und ihre Welt sehen und wie sie das formulieren.

Die empirischen Studien, die es zu dem Thema gibt, gehen sämtlich von vorgefassten Konzepten aus, die sie deduktiv prüfen (Zustimmung/Ablehnung einer bestimmten Frage bzw. eines Statements). Abstrakte Zahlen bzw. Prozentwerte sind ein Symptom der Entfremdung vom Gegenstand der Untersuchung. Die größte Gefahr, die von einem unreflektierten Zahlenfetisch ausgeht, liegt in folgendem Kurzschluss: „Wie viel Prozent der Befragten reihen die Demokratie hinter die Religion?“ – „Ah, soundso viel?“ Je nach Interessenslage wird diese Zahl bagatellisiert oder aufgebauscht. Auf der Strecke aber bleibt eine eingehende Analyse jenes Anteils, der sozialpolitisch relevant ist. Ein Prozent ist gewiss nicht viel, doch wenn dieses eine Prozent Probleme schafft, dann können wir es nicht ignorieren.

Induktive Verfahren aus der qualitativen Forschung erlauben hingegen jedem Respondenten, sich zur Frage angemessen zu äußern. Diesbezügliche Antworten enthalten Begründungen, Relativierungen und Integration in einen Gesamtzusammenhang, der für migrantische Jugendliche fundamental verschieden von dem autochthoner ist. Um es zugespitzt zu beschreiben: quantitative Forschung entdeckt, was schon gewusst oder vermutet wird, qualitative Forschung entdeckt Unbekanntes, das aber mehr Relevanz haben kann als etwa ein hoher Prozentsatz an Islamophobie oder Demokratieverweigerung. Beide Begriffe sind weit komplexer als sie in der Öffentlichkeit abgehandelt werden. Ein

gesellschaftliches Miteinander lässt sich jedenfalls nur über ein Verstehen, niemals aber mittels prozentueller Beschreibungen beginnen.

Migrantische Väter leben im Spannungsverhältnis von „bleiben“ und „Wurzeln abschneiden“. Sie fürchten einen Identitätswechsel bzw. –verlust, wenn sie zu „Österreichern“ werden sollen. Die Rückkehr steht immer als reale Option (wenn möglich und attraktiv) oder als Phantasie (Traum) im Raum. Letzteres dient als „Selbstregulator“– man will nicht mit der Herkunft brechen. Das wird auch auf die Kinder, vor allem die Söhne übertragen, die, wenn es schon nicht dem Vater möglich sein wird, es doch in einer fernen Zukunft tun sollen.

Alle diese Phantasien und das zögerliche Verhalten gegenüber einer vorbehaltslosen Integration dienen unbewusst als Schutz vor der „Entfremdung“ von der eigenen Ethnie und den familiären Bindungen – es gibt ja immer auch noch Familie in den Herkunftsländern, die möglicherweise auf eine Rückkehr hoffen.

Die Söhne haben es schwer, da sie viel tiefer in die neue Gesellschaft hineingewachsen sind. Im Gegensatz zu ihren Vätern läuft ein Teil ihrer Sozialisation und Enkulturation über (autochthone) Peers und die Schule ab. In dieser doppelten Loyalität sind sie nolens volens gefangen. Charakterisiert ist diese Doppelbindung durch einen ziemlich starken Loyalitätsdruck von Seiten des Vaters (ihn und die Ethnie bzw. Religion nicht zu „verraten“) und gleichzeitig ein starker – allerdings meist nur formaler – Loyalitätsdruck von Seiten der österreichischen Gesellschaft. Formal ist er deshalb zu nennen, weil es (nicht in allen Fällen, aber doch) zu komplizierten Bindungen mit autochthonen Jugendlichen kommt. Die medial wahrgenommene Kritik bleibt nicht unbemerkt und trübt das Selbstverständnis vieler migrantischer Jugendlicher hinsichtlich ihrer Akzeptanz und ihres Wertes. Wenn wir von Marginalisierung reden, dann trifft es zwar die migrantischen Jugendlichen, prozessdynamisch ist aber auch die Mehrheitsbevölkerung daran beteiligt. Offene gesellschaftliche Aufstiegskanäle sind ein wichtiger Regulator des sozialen Friedens, daran müssen wir arbeiten, darauf müssen wir setzen.

Literatur

Aroian, Karen J. 2012. "Discrimination Against Muslim American Adolescents." *The Journal of School Nursing* no. 28 (3):206-213. doi: 10.1177/1059840511432316.

Braun, Stefan. 2014. "Videoclips aus dem Krieg." *Süddeutsche Zeitung*, 9. 11.

Cragin, Kim , Melissa A. Bradley, Eric Robinson, and Paul S. Steinberg. 2016. What factors cause youth to reject violent extremism. *RAND Corporation*, http://www.rand.org/pubs/research_reports/RR1118.html.

Dimitrova, Radosveta, Athanasios Chasiotis, Michael Bender, and Fons J. R. van de Vijver. 2014. "From a Collection of Identities to Collective Identity: Evidence From Mainstream and Minority Adolescents in Bulgaria." *Cross-Cultural Research* no. 48 (4):339-367. doi: 10.1177/1069397114523922.

Dwairy, M., and K. E. Menshar. 2006. "Parenting style, individuation, and mental health of Egyptian adolescents." *Journal of Adolescence* no. 29 (1):103-117.

Elias, Norbert. 1992. *Studien über die Deutschen [The Germans]. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Edited by Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fisher, CeliaB, ScyattaA Wallace, and RoseE Fenton. 2000. "Discrimination Distress During Adolescence." *Journal of Youth and Adolescence* no. 29 (6):679-695. doi: 10.1023/a:1026455906512.

Hahlweg, K., N. Heinrichs, H. Bertram, A. Kuschel, and N. Widdecke. 2008. "Körperliche Bestrafung: Prävalenz und Einfluss auf die psychische Entwicklung bei Vorschulkindern." *Kindheit und Entwicklung* no. 17 (1):46-56.

Heinen, Wilhelm. 1965. "Die Gestalten des Vaters und des Paternalen in der Lebensgestaltung der Gesellschaft." *Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften* no. 6:11-26.

Hoque, Ashraf. 2015. "Muslim Men in Luton, UK: 'Eat First, Talk Later'." *South Asia Research* no. 35 (1):81-102. doi: 10.1177/0262728014560474.

Kocina, Erich. 2009. Khorchide-Studie. Islam-Lehrer als Problemfall. *Die Presse*, http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/447494/KhorchideStudie_IslamLehrer-als-Problemfall.

Nimmervoll, Lisa. 2016. "Islam in Österreich: "Wir haben eine dramatische Situation". Lisa Nimmervoll im Interview mit Ednan Aslan." *Der Standard*, 22. 1.

Österreichische Akademie der Wissenschaften. 2015. Projekt Wien - Religion (WIREL).

Österreichischer Integrationsfonds (ÖIF). 2015. Migration & Integration - Schwerpunkt Jugend. Zahlen - Daten - Indikatoren 2014/15. Wien: Fonds zur Integration von Flüchtlingen und Migrant/innen.

Pfeiffer, Christian, Peter Wetzels, and Dirk Enzmann. 1999. *Innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und ihre Auswirkungen*. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (KFN), Hannover.

Scheffer, Paul. 2016. *Die Eingewanderten. Toleranz in einer grenzenlosen Welt*. München: Carl Hanser Verlag.

Schwartz, Seth J. 2005. "A New Identity for Identity Research: Recommendations for Expanding and Refocusing the Identity Literature." *Journal of Adolescent Research* no. 20 (3):293-308. doi: 10.1177/0743558405274890.

Schwartz, Seth J, Curtis S Dunkel, and Alan S Waterman. 2009. "Terrorism: An identity theory perspective." *Studies in Conflict & Terrorism* no. 32 (6):537-559.

Seiffge-Krenke, Inge. 2001. Väter und Söhne, Väter und Töchter. Paper read at Forum der Psychoanalyse.

———. 2012. "Mehr Liebe und weniger Gewalt?" *Psychotherapeut* no. 57:148-160.

Seiffge-Krenke, Inge, and J von Irmer. 2004. "Wie erleben Väter Familienbeziehungen während der turbulenten Zeit der Adoleszenz ihrer Kinder." *Zeitschrift für Familienforschung* no. 15 (2):144-155.

Snyder, Timothy. 2015. *Black Earth: Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann* München: C. H. Beck.

Statistik Austria. 2015. Gebietsstand 1.1.2015 sowie Jahresdurchschnitt 2015.

Thomas, Paul, and Pete Sanderson. 2011. "Unwilling Citizens? Muslim Young People and National Identity." *Sociology* no. 45 (6):1028-1044. doi: 10.1177/0038038511416161.